

Geschlechtsrollenerwerb als sozialer Prozess nach Alfred Adler

Marianne Wüthrich-Haslimann

INHALTSVERZEICHNIS

1	EINLEITUNG	1
2	BÜRGERLICHE MÄDCHENERZIEHUNG UM 1900 IM ABENDLÄNDISCHEN KULTURKREIS	4
2.1	Oekonomische und personelle Organisation der bürgerlichen Familie	4
2.2	Das Frauenbild zu Beginn des 20. Jahr- hunderts	6
2.3	Erziehungsziele	12
2.3.1	Erziehung zur Ehe	13
2.3.2	Erziehung zur Hausfrau	19
2.3.3	Erziehung zur Mutter	21
2.3.4	Erziehung zur gesellschaftlichen Rolle	23
3	GRUNDSÄTZE DER INDIVIDUALPSYCHOLOGIE ALFRED ADLERS	25
3.1	Minderwertigkeitsgefühl und Streben nach Überwindung	25
3.2	Die drei Lebensaufgaben und der Lebensstil	26
3.3	Gemeinschaftsgefühl	27
3.4	Die Bedeutung der ersten Beziehungsperson für die Entwicklung des Kindes	30
4	DIE SITUATION DER FRAU IM ABENDLÄNDISCHEN KULTURKREIS	32
4.1	Zur Geschichte des Patriarchats	33
4.2	Das männliche Ideal	42
4.3	Der "männliche Protest"	48

5	DER ERWERB DER MÄDCHENROLLE ALS SOZIALER PROZESS	55
5.1	Die Elternehe	56
5.1.1	Stellung der Eltern in der Familie	56
5.1.2	Bedeutung männlicher und weiblicher Tätigkeiten	61
5.1.3	Die Gleichwertigkeit der Eltern als Bedingung für eine gedeihliche Entwicklung der Kinder	64
5.2	Geschwisterposition	67
5.3	Geschlechtsspezifische Erziehung des Mädchens	72
5.3.1	Geschlechtsspezifischer Umgang in den ersten Lebensjahren	73
5.3.2	Mädchenspiele	77
5.3.3	Unterschiedliche geistige Förderung	79
5.4	Identifikation mit der eigenen Geschlechtsrolle	86
5.5	Versöhnung der Geschlechter als Grundlage für eine gedeihliche Beziehung zwischen Mann und Frau	100
6	SCHLUSSBETRACHTUNG	105

Die Rollenzuweisung für Mann und Frau ist heute oft nicht mehr offen erkennbar und wird zudem häufig durchbrochen. Dennoch stellt der genaue Beobachter fest, dass die Annahme von geschlechtsspezifischen Unterschieden im Charakter, im Verhalten, im Gefühlsleben und in den Neigungen immer noch weit verbreitet ist.

In der Literatur über die Mädchenerziehung um 1900 kommen diese Vorstellungen viel klarer und eindeutiger zum Ausdruck als in vielen aktuellen Werken. Dies zeigt, dass die Art und Weise, wie Mädchen ihre Geschlechtsrolle erwerben, sowie der Inhalt dieser Rolle immer als Spiegel der kulturellen Situation in der jeweiligen Zeit zu sehen sind.

Ausgehend von dieser Tatsache habe ich mir die Aufgabe gestellt, die allgemeine, kulturelle Situation des Mädchens in der Zeit um 1900 sowie sein individuelles Hineinwachsen in eine Zukunft als Frau darzustellen. Bezüglich der gesellschaftlich-sozialen Verhältnisse beschränke ich meine Ausführungen auf die bürgerliche Familie innerhalb des abendländischen Kulturkreises. Nur dort, wo die materielle Existenz gesichert ist, können traditionelle Werte und Erziehungsziele bei der Jugend bewusst gelegt werden (vgl. Kössler 1979, S.31, 71).

In meiner Arbeit soll die Darstellung der Mädchenerziehung im historischen Kontext nicht als Selbstzweck verstanden, sondern im Vergleich zur heutigen Mädchenerziehung betrachtet werden. Insbesondere interessieren mich folgende Fragen: Warum können auch in unserer Zeit viele Frauen ihre Geschlechtsrolle nicht bejahen, obwohl sich die Lebenssituation der Frau seit Beginn des Jahrhunderts grundlegend verändert hat? Warum kämpfen manche Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts - trotz ihrer heute in allen Lebensbereichen weitgehend erreichten Gleichstellung mit den Männern - derart verbissen gegen diese, statt als ebenbürtige Partner mit ihnen zu kooperieren?

In Kapitel 2 werde ich zunächst das um 1900 vorherrschende Frauenbild und die Ziele der damaligen bürgerlichen Mädchenerziehung darstellen. Dabei stütze ich mich auf die historischen Werke von August Bebel, Simone de Beauvoir, Susanne Engelmann sowie auf neuere Schriften von Gottfried Kössler, Ursula Blosser, Franziska Gerster und Karin Hausen. Sie alle haben die Situation des Mädchens jener Zeit in unserem Kulturraum wiedergegeben - in Familie, Schule und Gesellschaft. Um den Erwerb der Mädchenrolle von damals mit der heutigen Erziehungssituation vergleichen zu können, werde ich die Untersuchungen von Marianne Grabrucker und Ursula Scheu aus neuerer Zeit miteinbeziehen.

Bei all diesen Autoren, welche sich teils zu Beginn unseres Jahrhunderts, teils in der heutigen Zeit mit der Rolle der Frau in unserer Kultur auseinandergesetzt haben, habe ich wertvolle Hinweise zum Verständnis des Geschlechtsrollenerwerbs im familiären und kulturellen Umfeld gefunden. Während die einen allein in der kapitalistischen bzw. patriarchalischen Gesellschaftsordnung und der darin herrschenden Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern die Ursache der unbefriedigenden Lage der Frau zu erkennen glauben, beziehen andere neben der kulturellen Situation auch das familiäre Umfeld als mehr oder weniger essentiellen Aspekt der Erziehung zur Frau mit ein.

Auf die umfassendste Betrachtungsweise dieser Problematik bin ich anhand meines vertieften Studiums von Alfred Adlers Individualpsychologie gestossen. Sie verbindet historisch-kulturelle, familiäre, pädagogische sowie individuelle Faktoren zu einem einheitlichen Ganzen. Zum einen betrachtet Adler die Erziehung des Mädchens zur Frau auf dem Hintergrund einer vom Mann dominierten Gesellschaft, zum anderen fasst er auch das ganze familiäre Beziehungsnetz ins Auge, durch welches das einzelne Mädchen in seinen frühesten Kindheitsjahren geprägt wird. Hier sieht die Individualpsychologie den Ansatzpunkt für

weitreichende pädagogische Möglichkeiten der Eltern oder Erzieher. Als dritten wesentlichen Aspekt bezieht der Individualpsychologe Adler die unbewusste Verarbeitung und Interpretation der Erlebnisse in Familie und Gesellschaft durch das kleine Kind mit ein: Erst dessen individuelle Eigenleistung rundet die Entwicklung zu einer einheitlichen Persönlichkeit ab. Untrennbarer Teil davon ist nach Adler sein Selbstverständnis als Mann bzw. Frau im gesellschaftlichen und familiären Umfeld.

An die Darstellung der Mädchenerziehung um 1900 lässt sich Adlers Sicht des Geschlechtsrollenerwerbs nahtlos anschliessen, hat er sich doch seit dem ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts immer differenzierter mit dieser Problematik beschäftigt. Gleichzeitig weist Adlers Persönlichkeitstheorie aber auch in unsere Zeit hinein: In vielen seiner zahlreichen, sorgfältig gesammelten Fallbeispiele und den theoretischen Ausführungen dazu wird sich auch der heutige Mensch - ob Mann oder Frau - wiederfinden können. Als Ergänzung aus Adlers Zeit werde ich das Buch der Individualpsychologin Alice Rühle-Gerstel zur Frauenfrage beziehen, und zur Verdeutlichung der Gültigkeit von Adlers Betrachtungsweise des Geschlechtsrollenerwerbs auch für unsere Zeit Vergleiche mit den modernen Untersuchungen von Grabrucker und Scheu ziehen. Zum besseren Verständnis der folgenden Kapitel folgen in Kapitel 3 zunächst die wichtigsten Grundlagen von Adlers Theorie. Im 4. Kapitel schliesst Adlers Auseinandersetzung mit der historisch-kulturellen Situation der Frau an, die er mit der Lage des einzelnen Mädchens untrennbar verknüpft sieht. Damit sind die Grundlagen für die Darstellung der Persönlichkeitsentwicklung des kleinen Mädchens in der Familie gelegt (siehe Kapitel 5). Die pädagogischen Möglichkeiten des Erziehers, zur Stärkung der Persönlichkeit des Mädchens und zu einer verbesserten Beziehung zwischen den Geschlechtern beizutragen, sind ebenfalls Inhalt dieses Kapitels. Mit einem zusammenfassenden Ausblick soll meine Arbeit abgerundet werden.

2.1 Oekonomische und personelle Organisation der
bürgerlichen Familie

Um die Jahrhundertwende war die etwa 200-jährige Entwicklung von der grossen Haus- und Arbeitsgemeinschaft zur Kleinfamilie weitgehend abgeschlossen (vgl. Blosser/Gerster 1985, S.24). Bereits seit dem 18. Jahrhundert war die Ehe als Vertrag - ähnlich dem Gesellschaftsvertrag - konzipiert worden, in dem die Herrschaft des Ehemannes und Vaters, das Sexualmonopol in der Ehe und deren prinzipielle Unauflösbarkeit festgelegt waren (vgl. Hausen 1976, S.371 f). Während im Zuge der französischen Revolution die Forderung nach Emanzipation der Frauen aus der ehemännlichen bzw. väterlichen Herrschaft laut wurde (vgl. a.a.O., S.372), war die alte Ordnung innerhalb der Familie am Ende des 19. Jahrhunderts längst nicht mehr in Frage gestellt: Die Mädchen gingen nach wie vor "...aus der Obhut des Vaters in die des Gatten über..." (Engelmann 1929, S.117).

Der Vater hatte "...in seinem Haus die Stellung des unangefochtenen Patriarchen,..." (Kössler 1979, S.78). "Zu Hause wurde seine Vorherrschaft nie in Frage gestellt..." (de Beauvoir 1960, S.36).

Ein ausserhäusliches Leben gab es um diese Zeit für die bürgerliche Frau kaum. Zuerst in Beamtenkreisen, dann im Grossbürgertum und mehr und mehr auch in Handwerk und Kleingewerbe setzte sich zunächst die organisatorische und später die räumliche Trennung in einen Wohn- und einen Arbeitsbereich durch. Der Mann wurde alleiniger Ernährer, während die Frau immer stärker auf den engen Raum des Wohnhauses und dessen eingeschränkten Tätigkeitsbereich zurückgeworfen wurde.

Ausserhalb der Familie spielte die Frau, vor allem im Grossbürgertum, nur eine repräsentative Rolle (vgl.

Blosser/Gerster 1985, S.21). Im übrigen verstärkte sich die Polarisation zwischen der betriebsamen, anstrengenden Aussenwelt (Arbeitsbereich des Mannes) und der abgeschlossenen, erholsamen Binnenwelt der Familie (Aufenthaltort der Frau) zusehends (vgl. a.a.O., S.16 f, 27 ff; Hausen 1976, S.384, 387; Kössler 1979, S.14 ff).

In dieser Lebenssituation war es der Bürgersfrau kaum möglich, selbständige Partnerin ihres Ehemannes zu sein. In wirtschaftlicher Hinsicht lebte sie als seine Schmarotzerin; um den Mann für die Kosten ihres Unterhaltes zu entschädigen, hatte sie bei der Heirat eine ansehnliche Mitgift einzubringen oder ihm über ihr Elternhaus günstige Geschäftsbeziehungen zu ermöglichen.

In persönlicher Hinsicht war der Freiheitsgrad der Frau vom Wohlwollen ihres Ehegatten abhängig; autonomes Handeln war ihr schon aus rechtlichen Gründen verwehrt (vgl. de Beauvoir 1968, S.143; Bebel 1985, S.141 ff). Zahlreiche und zum Teil einschneidende Überreste dieser rechtlichen Unmündigkeit der Frau in der Ehe finden wir zum Beispiel in der Schweiz bis zum Inkrafttreten des revidierten Eherechts am 1.1.1988 (!): Vgl. dazu zum Beispiel Art.160, Abs.1 des Schweizerischen Zivilgesetzbuches vom 10. Dezember 1907 (ZGB): "Der Ehemann ist das Haupt der Gemeinschaft"; Art.167, Abs.1 ZGB, wonach die Ehefrau nur mit Erlaubnis des Ehemannes berufstätig sein durfte; Art.162, Abs.1 ZGB: "Der Ehemann ist der Vertreter der Gemeinschaft." Ebenso deutlich kommt das Prinzip der männlichen Vorherrschaft vor 1988 im ehelichen Güterrecht zum Ausdruck, z.Bsp. in Art.200, Abs.1: "Der Ehemann verwaltet das eheliche Vermögen".

Die Beziehung der Eltern zu ihren Kindern war seit dem 18. Jahrhundert wichtiger geworden: Kinder sollten in der Kleinfamilie ein warmes Nest haben, aber auch der aktiven Erziehung wurde vermehrte Bedeutung zugemessen (vgl. de Beauvoir 1960, S.69; Blosser/Gerster 1985, S.26f).

Die damalige Erziehung mutet den Leser unserer Zeit eher wie eine Zucht an: Blosser/ Gerster (vgl. a.a.O., S.34

ff) beschreiben ausführlich, dass die vermeintlich böse Natur des Kindes gebändigt, sein Wille gebrochen, seine Sinnlichkeit unterdrückt werden sollten. Wichtigste Erziehungsziele waren die Gewöhnung an eine starre Ordnung und das unhinterfragte Akzeptieren von Autoritäten; als Erziehungsmittel verwendete man Körperstrafen, Liebesentzug, moralischen Druck und physische Abhärtung (vgl. auch a.a.O., S.130 f, 139 f).

Diese Erziehungsform war - zusammen mit der erlebten ungleichen Position von Vater und Mutter in Familie und Gesellschaft - die Grundlage für die spätere, ebenfalls unhinterfragte Einfügung von Mädchen wie Knaben in die ihnen zugeordneten Geschlechterrollen.

2.2 Frauenbild

Grundlage für die Mädchenerziehung ist das traditionelle Frauenbild, das sich erstaunlicherweise seit dem Beginn unseres Jahrhunderts nicht sehr verändert hat, obwohl die realen Möglichkeiten des Mädchens in der modernen Industriegesellschaft zum Glück kaum mehr vergleichbar sind mit denen unserer Gross- und Urgrossmütter.

Bis heute ist der Glaube an angeborene geschlechtsspezifische Charaktereigenschaften, Begabungen und Verhaltensweisen sehr verbreitet (vgl. Blosser/Gerster 1985, S.13; Hausen 1976, S.369; Scheu 1977, S.13 f)., sogar bei kritisch und emanzipiert denkenden Frauen (vgl. Grabrucker 1985, S.14 f).

Der Begriff "Geschlechtscharakter" ist gemäss Hausen seit dem 18. Jahrhundert systematisch aufgebaut worden, um der damals allmählich entstehenden bürgerlichen Kleinfamilie ein stabiles Fundament zu geben (vgl. Hausen 1976, S.370 ff). Mit "Geschlechtscharakter" bezeichnet man eine ganze Liste von "Geschlechtsmerkmalen" im geistig-seelischen Bereich, die von den physischen Unterschieden zwischen Mann und Frau abgeleitet werden (vgl. a.a.O., S.363, 369).

Die Vorstellung von angeborenen geistigen und seelischen Unterschieden zwischen den Geschlechtern ist jedoch keine Erfindung aus dem 18. Jahrhundert; vielmehr stützt sie sich auf das seit Jahrtausenden tradierte Frauen- und Männerbild (zum historisch-kulturellen Hintergrund dieser Problematik siehe unten, Kapitel 4.1). Neu ist am Ende des 18. und vor allem im Verlaufe des 19. Jahrhunderts, dass die herkömmlichen Vorurteile mit Hilfe von "wissenschaftlichen" Begründungen untermauert und systematisiert werden (vgl. a.a.O., S.369).

Ausgangspunkt der "wissenschaftlichen" Erklärung ist die biologische Funktion der Frau als Gebälerin. Daraus wird der Schluss gezogen, dass die Frau durch die Natur für den häuslichen, der Mann für den ausserhäuslichen Lebensbereich bestimmt seien. Die zur Ehefrau, Mutter und Hausfrau passenden - und gleichzeitig dem traditionellen Frauenbild entsprechenden - Eigenschaften werden nun mit einem wissenschaftlichen Anstrich versehen und der Frau zugeordnet (vgl. Blosser/Gerster 1985, S.13 f; Kössler 1979, S.36 f; Scheu 1977, S.23 f; siehe auch unten, Kapitel 2.2.2). Damit wird zugleich die normative Bedeutung der "weiblichen" Charaktereigenschaften, Gefühle und Verhaltensweisen unterstrichen: Das "Wesen der Frau" - dem sie im Rahmen der bestehenden Organisation von Familie, Berufs- und Gesellschaftsleben zu entsprechen hat - wird nachträglich biologisch begründet (vgl. Hausen 1976, S.363).

Zu dieser Vorgehensweise schreibt Hausen:

"Die variationsreichen Aussagen über 'Geschlechtscharaktere' erweisen sich als ein Gemisch aus Biologie, Bestimmung und Wesen und zielen darauf ab, die 'naturegebenen', wengleich in ihrer Art durch Bildung zu vervollkommenden Gattungsmerkmale von Mann und Frau festzulegen" (a.a.O., S.367).

Trotz ihrer fragwürdigen wissenschaftlichen Grundlage haben sich diese "Gattungsmerkmale" im Laufe des 19. Jahrhunderts verfestigt und leben auch am Ende des 20.

Jahrhunderts in den Köpfen vieler Menschen weiter (vgl. a.a.O., S.369). Hausen weist zu Recht darauf hin, dass sich Meinungen über das Wesen der Geschlechter zunächst aufgrund der realen sozio-ökonomischen Lebenssituation, also insbesondere der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, gebildet haben und dass diese küsserliche Organisation der Familie "...immer auch als entscheidender Faktor der kindlichen Sozialisation..." wirkt (a.a.O., S.363). Dennoch ist die Auffassung, dass die Vorstellung zweier differierender Geschlechtscharaktere ausschliesslich die Konsequenz der gesellschaftlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen von Mann und Frau sein soll, zu einseitig. Angesichts der im Vergleich zur Jahrhundertwende grundlegend verschiedenen wirtschaftlich-sozialen Situation vieler Frauen unserer Zeit wird das Festhalten an zwei prinzipiell verschiedenen Geschlechtscharakteren nur völliç verständig, wenn der pädagogische Prozess des Geschlechtsrollenerwerbes in frühester Kindheit differenzierter betrachtet wird (vgl. unten, Kapitel 5).

Das Bild eines "weiblichen Charakters", das um die Jahrhundertwende in unserem Kulturkreis vorherrschend gewesen ist und heute noch mindestens teilweise weiterlebt, umfasst im Wesentlichen folgende Hauptkomponenten:

1. Die Emotionalität: Die Vorstellung einer spezifischen Emotionalität der Frau entspricht ihrer Rolle als Mutter und Gattin. Als solche verstehe sie aus ihrem Inneren heraus die Wünsche und Sorgen von Mann und Kindern, sei von Natur aus sozial orientiert und werde bei ihren Handlungen von Gefühl und Gemüt geleitet. Eine rationale, sachliche Denkweise gehöre dagegen nicht zum weiblichen Wesen. Im Gegensatz zur Frau sei der Mann imstande, logisch-rational zu denken sowie mittels abstrakter Gesichtspunkte zu urteilen und zu entscheiden, ohne sich von Emotionen leiten zu lassen.

Im 19. Jahrhundert ist die angebliche geistige Unterlegenheit der Frau mit ihrem durchschnittlich kleineren Gehirngewicht begründet worden (vgl. auch unten, Kapitel 4.1). Da hier nicht genauer auf die Unhaltbarkeit dieser Argumentation eingegangen werden kann, sei auf die diesbezüglichen Ausführungen bei de Beauvoir (vgl. 1968, S.46 ff) und Bebel (vgl. 1985, S.281 ff) verwiesen.

2. Die Passivität: Sie entspricht der Rolle der Hausfrau. Die Frau wird als die Stille, Duldende, Empfangende verstanden, während der Mann aktiv, durchsetzungsfähig und kämpferisch sei.

De Beauvoir weist auf die Unhaltbarkeit der "wissenschaftlichen" Herleitung eines aktiven männlichen und eines passiven weiblichen Prinzips aus dem biologischen Zeugungsvorgang (Spermatozoen = aktiv, Ei = passiv) hin. Diese Konstruktion sei schon durch Aristoteles und Hippokrates in die Welt gesetzt worden, lange bevor auch nur annähernd bekannt gewesen sei, wie die Zeugung biologisch funktioniert (vgl. de Beauvoir 1968, S.27 ff). Die Autorin erklärt die Frage, warum eine so unzeitgemäße Vorstellung sogar im 20. Jahrhundert noch vorkommt, folgendermaßen:

"Man weiss nicht recht, auf welche Naturphilosophie derartige Pseudo-Ideen sich berufen. Wenn man die Hereditätsgesetze betrachtet, so sind Männer und Frauen in gleichem Masse durch Sperma und Ei bedingt. Ich vermute vielmehr, dass in diesen unebelten Geistern noch Reflexe der alten mittelalterlichen Philosophie nachleben, nach denen der Kosmos ein genaues Abbild des Mikrokosmos ist: man stellt sich vor, dass das Ei ein weiblicher Homunculus sei, die Frau ein Riesenovulum. (...)die moderne Biologie passt schlecht mit dem mittelalterlichen Symbolismus zusammen; aber unsere Leute nehmen es nicht gar so genau" (a.a.O., S.31).

Aus den beiden "weiblichen Grundeigenschaften" - Emotionalität und Passivität - können eine ganze Anzahl weiterer Eigenheiten abgeleitet werden:

die Unselbständigkeit und Abhängigkeit der Frau gegenüber der Fähigkeit des Mannes, sein Leben autonom zu gestalten;

die beschränkte Bildungsfähigkeit der Frau, vor allem im naturwissenschaftlich-technischen Bereich;

die Sanftheit und Zartheit der Frau, ihre Selbstverleugnung und Bescheidenheit, ihre Friedfertigkeit, ihr liebes, süßes und anschniegsames Wesen, ihr Schönheitssinn - gegenüber der rauhen Männlichkeit, der wilden, kämpferischen, tapferen und energischen Natur des Mannes, die in der Gewalttätigkeit gipfelt.

(Vgl. die ausführlichen Darstellungen von geistigen, emotionalen und charakterlichen Eigenschaften, die um 1900 - und zum Teil bis heute - der Frau, bzw. dem Mann zugeschrieben werden, bei de Beauvoir 1968, S.267 f, 274 ff; Blosser/Gerster 1985, S.14 f, 58 ff; Grabrucker 1985, S.21, 24 f, 29, 64 ff; Hausen 1976, S.366 ff; Kössler 1979, S.36 ff, 48 f; Scheu 1977, S.13 f, 89 ff, 107 ff).

Da die Charaktere von Mann und Frau scheinbar so stark differieren, werden Mann und Frau darauf verwiesen, sich gegenseitig zu ergänzen (vgl. Hausen 1976, S.377 f; Kössler 1979, S.39 f). Es handelt sich aber nicht um die Kooperation zweier ebenbürtiger Partner. In der abendländischen Kultur werden vielmehr sämtliche Varianten menschlichen Verhaltens und Fühlens nach den Kategorien "männliche Stärke" und "weibliche Schwäche" eingeteilt und entsprechend gewertet. Auf dieser Basis ist der Mann dazu bestimmt, die führungsschwache Frau zu leiten (vgl. Blosser/Gerster 1985, S.18, 59; Hausen 1976, S.375; Scheu 1977, S.13).

Aus den eben dargestellten - angeblich biologisch begründeten - Geschlechtscharakteren wird die Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau als Naturgegebenheit abgeleitet. Demnach ist die Frau als emotionales, soziales und unselbständiges Wesen zur Hausfrau, Mutter und Gattin prädestiniert und bleibt auf den engen Lebenskreis der Fami-

lie beschränkt, während der aktive, rational denkende Mann für ein tätiges Erwerbs- und Öffentlichkeitsleben bestimmt ist (vgl. Blosser/Gerster 1985, S.14 ff; Hausen 1976, S.367, 377, 391).

Um 1900 umfasste der Aktionsradius für bürgerliche Frauen neben der Betätigung im Haushalt, als treusorgende Gattin und in der Kindererziehung auch die Beschäftigung mit Handarbeiten sowie die Pflege musischer Fertigkeiten - allerdings nur im häuslichen Rahmen (vgl. Blosser/Gerster 1985, S.118 ff).

Ausserhalb des Hauses durfte die grossbürgerliche Frau nur an gesellschaftlichen Anlässen oder in gewissen wohl-tätigen Funktionen auftreten (vgl. a.a.O., S.116 ff, 120 ff). Im Kleinbürgertum dagegen entwickelte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Frauenerwerbsarbeit allmählich. Die Frauen begannen als Lehrerinnen, Gouvernanten oder Krankenschwestern, aber auch als Büroangestellte zu arbeiten (vgl. Kössler 1979, S.44 f).

Dennoch blieb die Vorstellung zweier entgegengesetzter "natürlicher" Tätigkeitsbereiche für Mann und Frau weiter bestehen - die eigentliche Erfüllung des Frauenlebens konnte nur im familiären Rahmen stattfinden.

Die in diesem Kapitel dargestellte Einteilung der Menschen in einen männlichen und einen weiblichen "Typ" mit zwei entgegengesetzten Charakteren und zwei dementsprechend unterschiedlichen Wirkungsbereichen ist ein künstlich geschaffener Gegensatz, ein Konstrukt, dessen kulturunabhängige Gültigkeit nie wissenschaftlich nachgewiesen werden konnte.

Mit dieser Problematik, ihren historischen Ursachen und gesellschaftlichen sowie individuellen Konsequenzen hat sich Alfred Adler eingehend auseinandergesetzt; die Darstellung seiner Sichtweise folgt in Kapitel 4 dieser Arbeit. Adler betrachtet das hier wiedergegebene Denken in Gegensätzen als Ausdruck eines neurotischen Schemas: ein gesunder Mensch - ob Mann oder Frau - kann alle gei-

stigen und seelischen Eigenschaften entwickeln, die er für ein erfülltes menschliches Leben braucht. Ein solcher Mensch ist nach Adler sowohl tüchtig als auch gefühlvoll, er kann logisch denken und sich in einen anderen Menschen einfühlen, er beteiligt sich aktiv am gesellschaftlichen Leben und ist gleichzeitig beziehungsfähig.

Zur Annahme geschlechtsspezifischer Charakterzüge und der daraus folgenden Einschränkung weiblicher Tätigkeitsbereiche schreibt Adler mit einer für seine Zeit erstaunlichen Klarsicht:

"Gewisse Charakterzüge gelten als 'männlich', andere als 'weiblich', ohne dass irgendwelche Grundtatsachen zu diesen Wertungen berechtigen. Denn wenn wir den Seelenzustand von Knaben und Mädchen vergleichen und dabei scheinbar eine Bestätigung zugunsten dieser Klassifizierung finden, können wir nicht von natürlichen Tatsachen sprechen, sondern diese Erscheinungen konstatieren wir bei Menschen, die schon in einem bestimmten Rahmen eingespannt sind, deren Lebensplan, deren Leitlinie durch einseitige Machturteile bereits eingeengt ist. Diese Machtverhältnisse haben ihnen den Platz, auf dem sie ihre Entwicklung zu suchen haben, in zwingender Weise zugewiesen. Die Unterscheidung von männlichen und weiblichen Charakterzügen ist also nicht gerechtfertigt" (Adler 1927/1966, S.119).

2.3 Erziehungsziele

Die Ziele der bürgerlichen Mädchenerziehung im abendländischen Kulturkreis um 1900 ergeben sich aus dem damals herrschenden Frauenbild. Die jungen Mädchen sollten auf ihren zukünftigen Beruf als Gattin, Hausfrau und Mutter vorbereitet werden. Dies gilt auch noch in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, "...wenn auch heute das Ziel der Ehe und Mutterschaft längst nicht mehr das einzige Erziehungsziel für unsere Mädchen ist und auch nicht mehr sein kann, weil ja viele dies Ziel nicht erreichen" (Engelmann 1929, S.116). Damit auch berufstätige Mädchen ihre "mütterlichen Gaben" anwenden können, empfiehlt die

Autorin "...diejenigen Frauenberufe, die an die eigentlich weiblichen Anlagen im Mädchen anknüpfen; die pflegerischen und sozialen Berufe,..." (a.a.O., S.105).

Die Ziele (und die dazu eingesetzten Mittel) der Mädchen-erziehung in neuerer Zeit macht Scheu im Jahre 1977 zu ihrem Thema: sie untersucht, was eine "...Erziehung zum 'richtigen Mädchen' und 'richtigen Jungen'..." beinhaltet (Scheu 1977, S.9). Und Grabrucker, die ihre kleine Tochter (geboren 1981) bewusst zu einem "...von allen Rollenzwängen befreiten Menschen..." erziehen will (Grabrucker 1985, S.14), merkt im Laufe der von 1981 bis 1984 dauernden Beobachtungsphase, während der sie sich mit der Mädchenerziehung intensiv auseinandersetzt, dass sie selbst sowie andere Beziehungspersonen ihrer Tochter dennoch täglich herkömmliche Rollenvorstellungen an das kleine Mädchen herantragen (vgl. a.a.O., S.16; siehe auch unten, Kapitel 5.3).

Anhand dieser Beispiele aus unserer Zeit wird deutlich, dass die anfangs erwähnte Zielsetzung in der Mädchenerziehung heute nicht mehr so klar und eindeutig feststellbar ist. Um die Überreste alter Vorstellungen von Knaben- und Mädchenerziehung - und damit die Aktualität von Adlers Sichtweise der Geschlechtererziehung und ihrer Problematik - besser erkennen zu können, scheint es mir deshalb zweckmässig, die Ziele der Mädchenerziehung um die Jahrhundertwende in einem kurzen Überblick darzustellen. Zu jener Zeit kam als weiteres Erziehungsziel, vor allem im Grossbürgertum, die unerlässliche Einführung in die gesellschaftlichen Repräsentationspflichten dazu.

2.3.1 Erziehung zur Ehe

Hauptzweck der bürgerlichen Mädchenerziehung war um die Jahrhundertwende die Vorbereitung auf die Ehe. Die übrigen Erziehungsziele - Erziehung zur Hausfrau, Mutter und gesellschaftlichen Repräsentantin - dienten letztlich alle dem Erreichen dieses wünschenswertesten Zieles für ein

junges Mädchen (vgl. de Beauvoir 1968, S.149, 399; Blosser/Gerster 1985, S.167, 237). Nur bürgerliche Töchter, die in finanziell beengten Verhältnissen lebten, durften, bzw. mussten, berufstätig werden (vgl. a.a.O., S.167, 236 f; Hausen 1976, S.389).

Wichtigster Zweck der Heirat war die Festigung der Verbindungen innerhalb der "Guten Gesellschaft" sowie die Erhöhung des Ansehens der beiden Familien (vgl. Blosser/Gerster, S.278 f). Gleichzeitig war die Eheschließung die einzige Möglichkeit für das junge Mädchen, der Enge des Elternhauses und dem unausgefüllten Leben als "Tochter des Hauses" zu entkommen. Der Status der ledigen Frau, die als Tochter oder Tante ihr Leben lang eine zweitrangige Rolle im Hause ihrer Verwandten spielen musste, war verständlicherweise nicht erstrebenswert (vgl. a.a.O., S.235 ff, 280 f).

Noch für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg antworten laut de Beauvoir viele Mädchen auf die Frage nach ihren Zukunftsplänen: "Ich will mich verheiraten" (1968,S.204). Die Autorin begründet diese verbreitete Einstellung der jungen Frauen ihrer Zeit mit folgenden Worten:

"Sie besorgt den Haushalt, erzieht die Kinder. Jedenfalls hat sie das Recht, sich unterhalten zu lassen, und selbst die herkömmliche Moral hält sie dazu an. Es ist nur natürlich, wenn sie sich von dieser Erleichterung angezogen fühlt, um so mehr, als die weiblichen Berufe oft undankbar und schlecht bezahlt sind. Die Ehe ist eine vorteilhaftere Laufbahn als viele andere. (...)

Selbst wenn sie emanzipierter ist, nötigt sie das wirtschaftliche Privileg, das die Männer in Händen haben, die Ehe einem Beruf vorzuziehen. Sie sucht sich einen Gatten einer höheren Schicht und hofft so, schneller und weiter voranzukommen, als sie allein fertigbringen würde" (de Beauvoir 1968, S.403).

Um 1900 war die Frau selbstverständlich auch in der Partenerwahl keineswegs frei, sondern auf den engen Rahmen ihrer gesellschaftlichen Schicht festgelegt. Die Einführung der jungen Frau in die Gesellschaft, ihr Erscheinen auf Bällen, an Einladungen oder auf dem Eisfeld dienten

alle demselben Zweck: "einen standesgemässen Ehemann zu finden, der Ansehen und Finanzkraft garantierte" (Blosser/Gerster 1985, S.261, vgl. auch S.256 ff). Dass die Ehe damals ein Versorgungsinstitut statt einer Verbindung aus gegenseitiger Liebe war, wurde vor allem von Bebel kritisiert (vgl. Bebel 1985, S.136 ff, 163 ff).

Der zukünftige Ehemann musste der Frau sowohl beruflich als auch vom Wissen und von der Persönlichkeit her überlegen sein. Er war meist wesentlich älter und hatte viel mehr von der Welt gesehen als sie. Das Mädchen wurde dazu erzogen, sich dem Manne zu unterziehen, ihm zu gehorchen und seine geistige Überlegenheit unhinterfragt zu akzeptieren (vgl. Blosser/Gerster 1985, S.66, 181, 250; Engelman 1929, S.118 f; Kössler 1979, S.37). Simone de Beauvoir erinnert sich an eine entsprechende Äusserung ihres Vaters: "Eine Frau ist, was ihr Mann aus ihr macht, er hat ihre Form zu bestimmen" (de Beauvoir 1960, S.36). Die untergeordnete Position in der Beziehung zum Mann wurde den jungen Mädchen oft so erfolgreich vermittelt, dass sie sich bewusst einen Überlegenen und dominierenden Ehemann wünschten (vgl. Blosser/Gerster 1985, S.250). In diesem Sinne berichtet de Beauvoir über ihre Mutter:

"Mein Vater besass in ihren Augen ein unbedingtes Prestige, und sie war der Meinung, die Frau müsse dem Manne gehorchen" (de Beauvoir 1960, S.37).

Diesen Rollenbildern entsprechend, lernte die Mehrzahl der jungen Frauen nicht, die Familienfinanzen zu verwalten. Falls der Ehemann früh starb, bekamen die Kinder einen Vormund, da man den Müttern eine selbständige Erziehung nicht zutraute (vgl. Engelman 1929, S.118 f).

Wunschbild des Mannes war eine Frau, die ausser ihrer Fügsamkeit auch Schönheit mitbringen sollte: ein liebes, zartes, zerbrechliches und sanftes Wesen. Gleichzeitig musste sie "sauber" sein, das heisst, ihre Schönheit durfte keinerlei sexuelle Komponente beinhalten. Gefragt war die "reine weisse Frau" (Blosser/Gerster 1985, S.60),

ein "identitäts- und lebloser Engel" (a.a.O., S.59; vgl. auch S.61 ff, 218 ff; de Beauvoir 1960, S.38). Da die junge Frau jedoch einen Ehemann erobern wollte und sollte, war ein gewisses Mass an verführerischem Benehmen unerlässlich. Deshalb bewegte sie sich immer auf dem schmalen Grat zwischen der geforderten weiblichen Passivität und Zurückhaltung und der Notwendigkeit, auf sich aufmerksam zu machen (vgl. Blosser/Gerster 1985, S.263 ff).

Ein weiterer Aspekt des männlichen Wunschbildes von seiner zukünftigen Ehefrau war die Erwartung, dass sie zuhause eine Atmosphäre schaffen sollte, in der der Mann sich von der anstrengenden, lieblosen Arbeitswelt erholen konnte. In der häuslichen Abgeschiedenheit der Familie hatte die Frau ganz für das Behagen des Ehemannes da zu sein (vgl. a.a.O., S.27 ff, 62; de Beauvoir 1968, S.151; Hausen 1976, S.378 f, 380 f; Kössler 1979, S. 65 f).

Die Vorstellung, dass die beste Zukunft für ein Mädchen in der Ehe liege, und der männliche Wunschtraum von einer schönen, sanften und verwöhnenden Gattin bestehen heute noch, wenn auch in etwas abgeschwächter Form. Grabrucker erzählt dazu viele eindrückliche Beispiele aus der heutigen Mädchenerziehung, so die Äusserungen einer befreundeten Rechtsanwältin im Winter 1981/82 über die erst wenige Monate alte Anneli:

"Karin bewundert Anneli jedesmal sehr und spricht davon, wie hübsch sie sei, wie zierlich und wie graziös ihre Beinhaltung(...). Sie phantasiert, wie Anneli später einmal mit ihren Klimperaugen, ihrem Lächeln und ihrer ganzen Puppengestalt den Männern den Kopf verdrehen wird und wie die Männer hinter ihr her sein werden." (Grabrucker 1985, S.29, vgl. auch die Beispiele auf S.24 ff, 42 f, 53, 71, 75, 144 f; Hausen 1976, S.392).

Auf einer ganz anderen Ebene steht die Frage, welches Ziel die - grundsätzlich sinnvolle und notwendige - Erziehung von Mädchen und Knaben zur Ehe hauptsächlich verfolgen soll, damit sie als Erwachsene imstande sein wer-

den, eine echte Partnerschaft zu führen. Dass die oben angeführten Zielsetzungen keine taugliche Vorbereitung auf das Zusammenleben zu zweit mit sich bringen, beschäftigt seit der Jahrhundertwende immer mehr Autoren, die sich mit diesem Thema befassen: Welche Voraussetzungen müssten erfüllt sein, damit würdigere Partnerschaften möglich wären, als sie zu ihrer Zeit üblich waren?

De Beauvoir berichtet von Paaren um die Jahrhundertwende, denen es - trotz "Erziehung zur Ehe" - schwer gefallen sei, sich auf ein gemeinsames Leben einzustellen, und die sich gegenseitig nicht wirklich gekannt und verstanden hätten (vgl. de Beauvoir 1968, S.437-469).

Die Lösung dieses Problems stellt sich die Autorin so vor:

"Die Ehe müsste das Zusammentreten zweier autonomer Existenzen sein" (a.a.O., S.466).

Ziel der Erziehung zur Ehe wäre bei dieser Betrachtungsweise die Eingliederung des Individuums in die Gesellschaft, also auch seine wirtschaftliche Unabhängigkeit:

"Dann stände es ihm frei, rein von sich aus Bindungen mit einem andern, ebenfalls der Gemeinschaft eingegliederten Individuum zu schaffen, Bindungen, die sich auf die Anerkennung der beiden Freiheiten gründeten" (a.a.O., S.466).

Noch deutlicher geht Bebel von einem ausschliesslich gesellschaftspolitischen Ansatz aus:

"Es muss also ein Gesellschaftszustand zu begründen versucht werden, in dem die volle Gleichberechtigung aller ohne Unterschied des Geschlechts zur Geltung kommt. (...) Die Frau soll wie der Mann nützlich und gleichberechtigtes Glied der Gesellschaft werden, sie soll wie der Mann alle ihre körperlichen und geistigen Fähigkeiten voll entwickeln können und, indem sie ihre Pflichten erfüllt, auch ihre Rechte beanspruchen können. Dem Manne als Freie und Gleiche gegenüberstehend, ist sie vor unwürdigen Zumutungen gesichert" (Bebel 1985, S.267, vgl. auch S.172 ff).

Im Gegensatz zu diesen beiden Autoren bezieht Engelmann neben den gesellschaftlich-kulturellen Faktoren die Wichtigkeit der Erziehung mit ein. Nach der prinzipiellen Feststellung, "...dass die Erziehung zur Ehefrau und Mutter sehr wesentlich davon abhängt, wie die Ehefrau und Mutter vom Manne und von der Frau gewertet wird, welchen Rang im Bewusstsein der Volksgemeinschaft man ihr einräumt...", definiert die Autorin zunächst die Erziehung des Mädchens um 1900 zur Ehe als "...eine Erziehung zur Schmiegsamkeit, zur Unterwürfigkeit, zur Passivität...", verbunden mit der Warnung der Mädchen "... vor 'blaustrümpfigen Ideen', vor allzu grosser geistiger Beweglichkeit und keckem Beharren auf der eigenen Meinung..." (Engelmann 1929, S.119).

Anschliessend umschreibt Engelmann die Ziele, die eine echte Vorbereitung auf die Ehe ihrer Ansicht nach enthalten muss. Ähnlich wie de Beauvoir und Bebel sieht sie die Ehe als "eine Gemeinschaft zweier gleichberechtigter Gefährten", welche in ihrer Zeit bereits häufig "mit geringerem Gefühlsüberschwang, aber mit gerechterer Verteilung der Lasten und Verantwortungen" verbunden gewesen sei (a.a.O., S.120). Damals war es bereits nicht mehr selbstverständlich, dass die Frau ihre politischen und religiösen Anschauungen sowie ihre übrigen Interessensgebiete denen des Ehemannes anzupassen hatte (vgl. a.a.O., S.120). Hingegen hält es die Autorin mit Recht für verfehlt, wenn die Unterstützung menschlicher Tugenden wie Liebenswürdigkeit und Rücksichtnahme in der Erziehung beider Geschlechter als überholt abgetan werden. Diese Art und Weise, in Verbindung mit der Forderung gleicher Rechte für Mann und Frau jedes Entgegenkommen und jede Versöhnlichkeit dem Mann gegenüber von Seiten der Frau als rückschrittlich abzuqualifizieren, praktizieren übrigens in unserer Zeit manche Feministinnen. Im Gegensatz dazu schreibt Engelmann:

"Wo Menschen miteinander in enger Gemeinschaft leben, ist ohne gegenseitiges Verständnis, ohne Ein-

gehen auch auf Stimmung und Verstimmung, auf Laune und persönliche Eigenart kein Behagen möglich" (a.a.O., S.119).

Anders als nach de Beauvoir und Bebel beruht demgemäss nach Engelmann eine fortschrittliche Ehe nicht nur auf gesellschaftlichen Veränderungen, sondern auch auf einer sorgfältigen Überprüfung der bisherigen Erziehungsziele. Von veralteten Rollenbildern soll allmählich abgekommen werden, ohne dass gleichzeitig auch bewährte menschliche Werte geopfert werden.

Dass die Position der Frau um die Jahrhundertwende im abendländischen Kulturkreis äusserst veränderungsbedürftig war, steht ausser Frage. Die im Laufe des 20. Jahrhunderts errungene rechtliche Gleichstellung der Frauen, ihr allmählicher Einzug in Berufsleben und Politik, ihre auch im persönlichen Leben weit grössere Freiheit - all diese Faktoren tragen zweifellos auch zu mehr Gleichheit in den heutigen Liebesbeziehungen und Ehen bei. Und dennoch - wenn wir die heutigen Ehen betrachten, sind nach wie vor viele Paare nicht in der Lage, eine harmonische Partnerschaft zu führen. Die in der Erziehung liegenden Ursachen dieses Phänomens, denen Adler im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts nachgegangen ist - ohne dabei die historisch-kulturellen Zusammenhänge ausser acht zu lassen - sind Gegenstand des 5. Kapitels dieser Arbeit.

2.3.2 Erziehung zur Hausfrau

Erziehung zu "weiblicher Arbeit" ist eine Konsequenz der Annahme einer "weiblichen Natur". Von klein auf erfuhren die Mädchen um 1900, dass sie einmal Hausfrau sein würden und zu diesem Zwecke verschiedene Fertigkeiten trainieren mussten: nähen, stricken, flicken, kochen, putzen, die Wäsche besorgen sowie Kinder betreuen und pflegen (vgl. Kössler 1979, S.41 ff, 61 ff).

Um 1900 hatte zwar der notwendige zeitliche Aufwand für die Hausarbeit durch die beginnende Technisierung des

Haushalts, durch Fertigprodukte, elektrischen Strom und fließendes Wasser beträchtlich abgenommen (vgl. Blosser/Gerster 1985, S.47 f; Engelmann 1929, S.4). Zudem verfügten die Frauen - wenigstens im Grossbürgertum - über einen ganzen Stab von Hilfskräften, die sie nur noch anleiten und kontrollieren mussten (vgl. Blosser/Gerster 1985, S.49 ff). Dennoch war die Mädchenausbildung unverhältnismässig stark auf das Erlernen der hausfraulichen Fähigkeiten ausgerichtet.

Es soll hier keineswegs die Notwendigkeit einer sachgemässen und geduldigen Anleitung der Kinder zur Führung eines gepflegten Haushalts verneint werden. Den Erziehungspersonen obliegt unter anderem die Aufgabe, den Kindern zu vermitteln, dass ihre Mithilfe bei der Hausarbeit ein bedeutender Beitrag zu einem schönen gemeinsamen Heim ist (vgl. Engelmann 1929, S.18 ff, S.26).

Problematisch sind aus heutiger Sicht aber zwei Aspekte der Erziehung zur Hausarbeit:

Zum einen werden auch in unserer Zeit kleine Mädchen in der Regel intensiver und bewusster in häusliche Tätigkeiten eingeführt als kleine Jungen (vgl. Scheu 1977, S.83). So berichtet Grabrucker aus dem Jahre 1983 folgendes Beispiel über ihre zweijährige Tochter:

"Anneli zeigt der Verkäuferin stolz ihren Schraubenzieher. Da sagt diese erstaunt und in skeptischem Ton, nachdem sie sich nach ihrem Namen erkundigt und auf diese Weise erfahren hat, dass sie ein Mädchen vor sich hat: 'Ja, kannst du denn dann auch mit Nadel und Faden umgehen, oder willst du gar eine Handwerkerin werden?'" (Grabrucker 1985, S.93 f; vgl. auch S.40, 41, 49 f, 52; Scheu 1977, S.69).

Eng verknüpft mit der Erziehung zur Hausfrau ist übrigens die Erlangung der dazugehörigen grundlegenden Tugenden, nämlich Ordnung und Sauberkeit. Auch auf die Aneignung dieser Eigenschaften wird heute noch bei der Erziehung der Mädchen ungleich stärker geachtet als in der Knabenerziehung (vgl. Blosser/Gerster 1985, S.200; Grabrucker 1985, S.89, 96; Kössler 1979, 56 f; Scheu 1977, S.63 f).

Zum anderen besteht die Gefahr, dass der Berufsausbildung von Mädchen weniger Beachtung geschenkt wird als derjenigen von Jungen, weil sogar in unserer Zeit noch etliche Eltern damit rechnen, dass ihre Töchter eines Tages heiraten und damit ihre berufliche Laufbahn beenden werden (vgl. Engelmann 1929, S.112 ff).

Dieser zweite Aspekt kam zu Beginn unseres Jahrhunderts verständlicherweise viel deutlicher zum Ausdruck als heute. Mädchen sollten auf den Familienkreis, auf eine kleine Welt beschränkt bleiben. Die Vorbereitung auf ihre spätere passive Rolle im Haus war damals ein zentrales Ziel der Mädchenerziehung: ihre Zukunft als Hausfrau und Mutter stand fest (vgl. de Beauvoir 1968, S.290 f, 399 ff, 434).

2.3.3 Erziehung zur Mutter

"Dass unsere heutigen Mädchen schon in jungen Jahren sich der Verantwortung bewusst sind, die sie als Mütter künftiger Kinder einmal werden zu tragen haben, scheint mir ein schönes Zeichen dafür, dass trotz aller Not der Zeit, trotz aller Neuerungen unseren Mädchen der erste, der natürlichste, der schönste Beruf der Frau noch als ein hohes Ziel erscheint, nach dem zu streben sich lohnt: als Mutter nicht nur das kleine und hilflose Kind mit Zärtlichkeit und Geduld zu betreuen, sondern dem heranwachsenden Führerin und Freundin auf dem Weg ins Leben zu sein" (Engelmann 1929, S.123).

Mit diesen Worten weist Engelmann auf die grosse Verantwortung hin, welche die Mutter trägt, die ein Kind ins Leben einzuführen hat. Im Anschluss daran beschreibt die Autorin die Notwendigkeit einer pädagogischen Vorbereitung auf den Erzieherberuf in der Familie: "Für die hohe Aufgabe der Mutterschaft kann das jugendliche Mädchen wohl am besten durch das Beispiel erzogen werden, das es im eigenen Hause an der eigenen Mutter erlebt" (a.a.O., S.123).

Die Erziehung zur Mutter war zu Engelmanns Zeit ein noch beinahe so zentrales Ziel der Mädchenerziehung wie um die

Jahrhundertwende. In der bürgerlichen Familie um 1900 beinhaltete die Mutterrolle allerdings nicht die alltäglichen Versorgungsleistungen sowie die körperliche und emotionale Nähe, wie man sie im Laufe des 20. Jahrhunderts allmählich mit dem Mutterberuf verbunden hat. Damals war meist nicht die leibliche Mutter, sondern eine Kinderfrau oder Amme die engste Bezugsperson der Kinder (vgl. Blosser/Gerster 1985, S.55 f, 129).

Ausserdem oblag nur ein Teil der Erziehungsaufgabe der Mutter; sie sollte das Kind im Alltag liebevoll anleiten, das entscheidende Wort sprach jedoch der patriarchalische Vater (vgl. a.a.O., S.55).

Trotz dieser Einschränkungen war die Mutterrolle auch um 1900 von zentraler Bedeutung in der Kindererziehung: Die Mutter war die "... prägende Figur bei der Vermittlung der standesgemässen Normen ..." (a.a.O., S.55). Sie wies die Tochter auch in ihre zukünftige Rolle als Frau ein und lehrte sie die dazu notwendigen Fähigkeiten und Verhaltensweisen (vgl. a.a.O., S.228; Kössler 1979, S.91).

Im Laufe des 20. Jahrhunderts hat sich das eher distanzierte Mutter-Kind-Verhältnis im Bürgertum allmählich zu einer engen persönlichen Beziehung entwickelt. Die zentrale Bedeutung, die Engelmann bereits im Jahre 1929 der Mutter-Kind-Beziehung zuschreibt, wird durch Forschungsergebnisse aus neuerer Zeit bestätigt. Entwicklungspsychologische Untersuchungen zeigen, dass ein Kind zu seiner gesunden Entwicklung in den ersten Lebensjahren einer engen Beziehungsperson bedarf, die ihm eine sichere Basis für seine Schritte ins Leben bietet (vgl. Scheu 1977, S.70 ff). Scheu weist jedoch darauf hin, dass die erste Beziehungsperson eines Kindes nicht notwendigerweise die biologische Mutter und auch nicht unbedingt eine Frau sein muss:

"Die oft behauptete vorrangige Zuständigkeit der biologischen Mutter und des weiblichen Geschlechts im allgemeinen für die 'soziale Mutterschaft' ent-

behrt jeglicher realen Grundlage. Und zwar auf seiten des Kindes ebenso wie auf seiten des weiblichen Geschlechts - das nicht von 'Natur' aus, sondern bestenfalls wegen der anerzogenen weiblichen Fähigkeiten besonders qualifiziert ist für die Kindererziehung" (a.a.O., S.72).

Dennoch werden auch heute noch kleine Mädchen stärker auf die Erzieherrolle hingeführt als kleine Knaben (vgl. die Beispiele bei Grabruker 1985, S.105, 123). Gestützt auf die Meinung, dass Mädchen eine "natürliche Mütterlichkeit" besäßen, wird die herkömmliche Arbeitsteilung der Geschlechter nach wie vor gerechtfertigt und gefördert (vgl. Scheu 1977, S.23 f; Hausen 1976, S.388).

Gleichzeitig wird die Bedeutung einer gründlichen psychologisch-pädagogischen Vorbereitung auf den schwierigen Erzieherberuf unterschätzt, wenn man davon ausgeht, dass das Mädchen einen "Mutterinstinkt" besäße, der durch seine Erzieher nur noch bestärkt und gefördert werden müsse. Neuere Untersuchungen haben ergeben, dass die sogenannte "Mütterlichkeit" nicht angeboren, sondern anerzogen ist (vgl. Scheu 1977, S.24, 70 ff, 75 ff; de Beauvoir 1968, S.277, 494 f; Grabruker 1985, S.105, 123).

Wenn man diese Resultate berücksichtigt, hätte die Vorbereitung auf die Erzieherstätigkeit eine umfassende Erziehung von Mädchen und Knaben zu verantwortungsbewussten Erziehern zu beinhalten.

2.3.4 Vorbereitung auf die gesellschaftliche Rolle

Ein weiteres Ziel der bürgerlichen Mädchenerziehung um die Jahrhundertwende war, wie bereits erwähnt, die Einführung der jungen Frauen in die "Gute Gesellschaft". Da die Frau, vor allem im Grossbürgertum, nicht ausgelastet war (vgl. vorne, Kapitel 2.3.2) und da sie angeblich durch ihr "Wesen" für den Bereich der sozialen Beziehungen bestimmt war, übernahm sie mehr und mehr die damals üblichen Repräsentationspflichten. Hauptzweck der häufigen gesellschaftlichen Anlässe, an denen die Damen des

Bürgertums teilzunehmen hatten, war es, die Bedeutung ihrer Familien und die gesellschaftliche Position ihrer Ehemänner zu unterstreichen (vgl. Blosser/Gerster 1985, S.96 ff; de Beauvoir 1968, S.509 f).

Während im weniger wohlhabenden Bildungsbürgertum die Hausfrau vielfach fleissig im Haushalt mitarbeiten musste, füllte die Frau im Grossbürgertum - die ja ebenso wie jene im bürgerlichen Leistungsdenken aufgewachsen war - ihren Terminkalender mangels sinnvollerer Aufgaben randvoll mit gesellschaftlichen Verpflichtungen. Zu ihrem normalen Pensum gehörten Höflichkeits- und Dankesvisiten, Abendeinladungen, gemeinnützige Tätigkeit, das Schreiben von Gratulations- und Dankesbriefen und das Vorzeigen schöner Handarbeiten. Unverheiratete Töchter sollten zudem im privaten Kreis vorsingen und -musizieren sowie eigene Malereien vorweisen können (vgl. Blosser/Gerster 1985, S.115 ff, 227 f).

Damit die Frauen sich im komplizierten System der gesellschaftlichen Konventionen später zurechtfinden konnten - jedes Verhalten ausserhalb der Norm war verpöht - wurden sie schon als junge Mädchen in die strengen Regeln der Guten Gesellschaft eingeführt und lernten, sich ruhig, bescheiden und liebenswürdig zu geben (vgl. a.a.O., S. 217 ff). Gleichzeitig wurde von den Frauen erwartet, dass sie den guten Ton und die absolute Einhaltung korrekten Benehmens in ihren Gesellschaftskreisen überwachen sollten. Sie hatten also die schwierige Aufgabe, ihre passive und untergeordnete Rolle mit einer aktiven zu kombinieren (vgl. a.a.O., S.110 ff).

Heute ist die "Einführung in die Gesellschaft" im Sinne einer Repräsentationspflicht eher ein nebensächliches Ziel der bürgerlichen Mädchenerziehung geworden. Dennoch werden an das Benehmen kleiner Mädchen noch in unserer Zeit häufig strengere Massstäbe angelegt als an das Verhalten kleiner Jungen (vgl. dazu die Beispiele aus den Achzigerjahren unseres Jahrhunderts bei Grabrucker 1985, S. 58-62, 76-81).

Um die Sichtweise Adlers in bezug auf die Frage der Geschlechtererziehung richtig einordnen zu können, ist es unerlässlich, zunächst die wichtigsten Grundpfeiler seiner individualpsychologischen Persönlichkeitslehre darzustellen. Da es im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich ist, auf die Entwicklung von Adlers Theorie im Laufe seines Lebens einzugehen, werde ich mich vor allem an sein Spätwerk halten.

3.1 Minderwertigkeitsgefühl und Streben nach Überwindung

"So wie der Säugling in seinen Bewegungen das Gefühl seiner Unzulänglichkeit verrät, das unausgesetzte Streben nach Vervollkommnung und nach Lösung der Lebensanforderungen, so ist die geschichtliche Bewegung der Menschheit als die Geschichte des Minderwertigkeitsgefühls und seiner Lösungsversuche anzusehen" (Adler 1933/1973a, S.68).

Damit meint Adler, dass der Mensch aufgrund der natürlichen Gegebenheiten im Laufe seines Lebens immer wieder vor Aufgaben gestellt ist, denen er sich nicht ohne weiteres gewachsen fühlt, die er aber dennoch bewältigt, wenn er die dazu notwendige Portion Lebensmut besitzt. Dies gilt in besonderem Masse für den Säugling, der ganz auf seine Umgebung angewiesen ist. Alle menschlichen Fähigkeiten eignet er sich mit unermüdlicher Aktivität und grossem Lerneifer an; allerdings braucht er dabei die geduldige Hilfe seiner Erziehungspersonen, um überleben zu können.

Wie das Individuum zeigt auch die Menschheit als Ganzes dasselbe Streben nach Überwindung natürlicher Schwierigkeiten, was in ihrer geschichtlichen Entwicklung und den kulturellen Fortschritten zum Ausdruck kommt.

Ob es sich also um die Entwicklung des Einzelmenschen

oder der menschlichen Gattung handelt - die Individualpsychologie Adlers "...steht ganz auf dem Boden der Evolution und sieht alles menschliche Streben im Lichte derselben als ein Streben nach Vollkommenheit" (a.a.O., S.35).

Aus diesen Worten wird deutlich, dass das Minderwertigkeitsgefühl des Menschen, welches sich aus seinem Hineingestelltwerden in eine unvollkommene Welt ergibt, nicht notwendigerweise zu Resignation und Mutlosigkeit führen muss. Vielmehr sieht Adler es als ein naturgegebenes Empfinden, das den Menschen dazu treibt, nach Möglichkeiten zu suchen, seine Unzulänglichkeit zu überwinden (vgl. a.a.O., S.67).

Dieses Streben nach Überwindung ist Voraussetzung für jegliche Entwicklung des Menschen:

"Grundgesetz des Lebens ist demnach Überwindung. Ihr dient das Streben nach Selbsterhaltung, nach körperlichem und seelischem Gleichgewicht, das körperliche und seelische Wachstum und das Streben nach Vollendung." (a.a.O., S.55)

Bei seinem Bemühen, mit den eigenen Unzulänglichkeiten fertigzuwerden, stösst der Einzelne im Laufe seines Lebens immer wieder auf Hindernisse. Dabei wirkt sich die körperliche Situation eines Menschen (zum Beispiel eine angeborene Behinderung) auf dessen seelischen Entwicklungsprozess aus. Umgekehrt kann sein psychischer Zustand die physische Gesundheit beeinflussen; denn Adler betrachtet den Menschen als unteilbare körperlich-seelische Einheit, als Individuum (vgl. a.a.O., S.55f).

3.2 Die drei Lebensaufgaben und der Lebensstil.

Welche Schwierigkeiten muss nun das kleine Kind überwinden, um eine lebensstüchtige Persönlichkeit zu werden? Adler nennt als die drei Grundaufgaben jeden menschlichen Lebens das Problem der Gemeinschaft, die Arbeit und die Liebe:

"Drei Fragen sind jedem unwiderruflich aufgegeben: die Stellungnahme zu den Mitmenschen, der Beruf, die Liebe. Alle drei, untereinander durch die erste verknüpft, sind nicht zufällige Fragen, sondern unentzerrinnbar. Sie erwachsen aus der Bezogenheit des Menschen zur menschlichen Gesellschaft, zu den kosmischen Faktoren und zum andern Geschlecht. Ihre Lösung bedeutet das Schicksal der Menschheit und ihrer Wohlfahrt. Der Mensch ist ein Teil des Ganzen" (a.a.O., S.23).

Da die Bewältigung der drei Lebensaufgaben für jeden Menschen unausweichlich ist, muss das Kind von Geburt an seinen individuellen Weg finden, um mit den mannigfaltigen Problemen, die ihm das Leben stellt, zurechtzukommen. Diesen Weg nennt Adler "Lebensstil". Damit meint er das "Bewegungsgesetz", mit dessen Hilfe ein Mensch von klein auf bis ins hohe Alter durch sein Leben schreitet (vgl. a.a.O., S.24, 36). Der Lebensstil bildet die Grundlage für die ganz persönliche Meinung, die ein Kind von sich und der Welt gewinnt, eine Meinung, die tief in seinem Unbewussten verankert ist und durchaus nicht den Realitäten des Lebens entsprechen muss (vgl. a.a.O., S.24, 28). Je nach Familienkonstellation und Qualität der innerfamiliären Beziehungen entwickelt ein Kind einen realitätsnäheren oder -ferneren Lebensstil, der geeigneter bzw. weniger geeignet ist zur adäquaten Lösung seiner Lebensprobleme:

"Aller Erfolg oder Misserfolg hängt vom Lebensstil, von der dem Menschen meist unbekanntesten Meinung von seinem Leben ab" (a.a.O., S.42).

3.3 Gemeinschaftsgefühl

Im Lebensstil kommt zum Ausdruck, auf welche Weise ein Mensch seine Unzulänglichkeiten zu überwinden trachtet. Mit individualistischem Streben wären jedoch nach Adler weder der Einzelne noch die Menschheit als Ganzes überlebensfähig. Vielmehr beobachtet der Autor

"...bei vielen Kindern und Erwachsenen eine Tendenz, sich mit anderen Menschenwesen zu verbinden, ihre Aufgaben in Zusammenarbeit mit anderen zu erfüllen und sich vom sozialen Standpunkt aus ganz allgemein nützlich zu machen. Solche Bekundungen lassen sich am besten mit dem Begriff Gemeinschaftsgefühl beschreiben" (Adler 1930a/1976, S.67).

Der natürliche Wunsch des Menschen nach Bestätigung kann nach Adler in verschiedener Form zum Ausdruck kommen: bei den meisten Menschen steht das individualistische Streben nach Überlegenheit im Vordergrund; es gibt aber andere Individuen, deren Handeln in erster Linie vom Gefühl der Sozialgesinnung geleitet ist. Durch die Auseinandersetzung mit anthropologischen Forschungsergebnissen sowie durch zahlreiche Beobachtungen an einzelnen Menschen in seiner psychologischen Praxis kommt der Autor zum Ergebnis, dass das Gemeinschaftsgefühl als Motor menschlichen Handelns dem individualistischen Streben überlegen ist (a.a.O., S.67f).

Aus anthropologischer Sicht sind die Menschen nach Adler - der sich dabei auch auf Befunde Darwins bezieht - als Einzelne zu wenig gut ausgerüstet, um sich selbst schützen zu können; deshalb schliessen sie sich zu Gruppen zusammen (vgl. a.a.O., S.68). Verstärkt wird die Notwendigkeit der Gruppenbildung durch die Tatsache, dass Säuglinge und Kleinkinder völlig auf die Hilfe anderer Menschen angewiesen sind:

"...die menschliche Rasse würde aussterben, wenn Kinder solchen Schutz nicht erhielten. Wir können die körperliche Schwäche des Kindes als den Umstand betrachten, der Erziehung und Sozialgesinnung miteinander verknüpft" (a.a.O., S.69).

Da Erziehung für das körperlich, geistig und seelisch unentwickelte Kind eine unbedingte Notwendigkeit darstellt, ergibt sich eine weitere grundlegende Bedeutung des Gemeinschaftsgefühls: Erziehung findet immer in Beziehung zu anderen Menschen statt, und von einer gelungenen Erziehung kann nur dann gesprochen werden, wenn das Kind in

sein soziales Umfeld hineingewachsen ist. Damit steht das zentrale Ziel jeder Erziehung fest: "Erziehung muss notwendigerweise einen sozialen Zweck verfolgen" (a.a.O., S.69).

Alle menschlichen Fähigkeiten können nur im Zusammenspiel mit der Gemeinschaft entwickelt werden; jedes Lernen ist Ausdruck des Gemeinschaftsgefühls. So erwähnt Adler zum Beispiel die Sprache, deren Entstehung und Gebrauch nur in einer Gemeinschaft denkbar ist; ebenso hat die Anwendung der Logik bei der Lösung von Problemen ohne Bezug zu anderen Menschen keinen Sinn. Gleichzeitig gibt die Gewissheit, dass ein anderer die Sprache und die logischen Gedankengänge eines Menschen verstehen kann, diesem einen grundlegenden Halt: Gemeinschaftsgefühl vermittelt dem Individuum Sicherheit auf seinem Lebensweg (vgl. a.a.O., S.70f).

Ebenso wie das Erlernen der Sprache oder des logischen Denkens für den Einzelnen nur im Zusammenhang mit der Gemeinschaft möglich und sinnvoll ist, kann er nach Adler auch alle anderen Aufgaben des Lebens nur dann wirklich erfolgreich bewältigen, wenn er dabei von der Anteilnahme an anderen Menschen und der Zusammenarbeit mit ihnen geleitet ist (vgl. Adler 1931/1979, S.18). In seinem Lebensstil kommt der Entwicklungsstand seiner Sozialgesinnung zum Ausdruck: Ob er in konkreten Lebenssituationen die Tendenz aufweist, sich ohne Rücksicht auf andere an die Spitze zu drängen, oder ob er fähig ist zur Kooperation mit seinen Mitmenschen, zeigt den Grad seines Gemeinschaftsgefühls (vgl. ders. 1930a/1976, S.72f). Dabei hängt die Art und Weise, wie sich jemand in der Gemeinschaft bewegt, auch in starkem Masse von der Position ab, die er als Kind innerhalb seiner Familie gehabt hat (vgl. a.a.O., S.74ff).

Der Lebensstil ist demnach ein Gradmesser für das Gemeinschaftsgefühl eines Menschen, da die Lösung jedes Lebensproblems "...einen gewissen Grad von Gemeinschaftsgefühl voraussetzt, eine Angeschlossenheit an das Ganze des

Lebens, eine Fähigkeit zur Mitarbeit und zur Mitmenschlichkeit" (Adler 1933/1973a, S.37).

Die grosse Bedeutung, die Adler dem Gemeinschaftsgefühl für den seelischen Haushalt und die Lebenstüchtigkeit eines Menschen zumisst, wird im folgenden Passus besonders deutlich:

"Immer ist es der Mangel an Gemeinschaftsgefühl, mag man ihm welchen Namen immer geben, wie Mitmenschlichkeit, Kooperation, Humanität oder gar Ideal-Ich, dem eine ungenügende Vorbereitung für alle Lebensprobleme entspringt. Diese mangelhafte Vorbereitung ist es, die angesichts des Problems oder mitten darin zu den tausendfachen Ausdrucksformen körperlicher und seelischer Minderwertigkeit und Unsicherheit Anlass gibt" (a.a.O., S.75).

3.4 Die Bedeutung der ersten Beziehungsperson für die Entwicklung des Kindes

Minderwertigkeitsgefühl, Streben nach Überwindung und Gemeinschaftsgefühl bezeichnet Adler als die "...Grundpfeiler in der individualpsychologischen Forschung..." (a.a.O., S.36): Um eine menschliche Persönlichkeit richtig erfassen zu können, muss der Individualpsychologe das Zusammenspiel dieser drei Faktoren in ihrem Lebensstil untersuchen; dabei ist der Grad des Gemeinschaftsgefühls eines Menschen entscheidend für die Art seines Strebens nach Überwindung (vgl. oben, Kapitel 3.3). Ist das Zusammenwirken der drei Grundpfeiler gestört, so kann der Mensch seine Lebensaufgaben nicht sinnvoll bewältigen; sein seelischer Zustand ist mehr oder weniger stark beeinträchtigt.

Alfred Adler schildert in seinem umfangreichen Werk eine Vielzahl solcher seelischer Störungen. Seine Neurosenlehre darzustellen, würde jedoch den Rahmen meiner Arbeit überschreiten.

Hier soll nur erwähnt werden, dass ein Kind das Mass an Gemeinschaftsgefühl, welches es zur Lösung seiner Lebens-

probleme benötigt, nicht ohne die Unterstützung seiner ersten Beziehungsperson (meist der Mutter) erwerben kann. Aufgabe dieser Beziehungsperson ist es, das Kind für den Umgang mit seiner Umgebung anzuleiten, ihm eine sichere erste Beziehung anzubieten und es mit den anderen Menschen seines Umfeldes zu befreunden:

"Von der Mutter, die als erster Mitmensch an der Pforte der Entwicklung des Gemeinschaftsgefühls steht, gehen die ersten Impulse für das Kind aus, sich als ein Teil des Ganzen ins Leben einzufinden, den richtigen Kontakt zur Mitwelt zu suchen" (a.a.O., S.39 f).

Wenn die Mutter diese anspruchsvolle Aufgabe nicht erfüllen kann, wenn sie das Kind zum Beispiel von anderen Menschen fernhält und nur an sich bindet, wenn sie ihm alle Schwierigkeiten aus dem Wege räumt oder sich ihm zu wenig zuwendet, kann sich das Gemeinschaftsgefühl des Kindes nur in einer Kummerform entwickeln (vgl.a.a.O., S.40 ff). Ein solcher Mangel an Gemeinschaftsgefühl zieht nach Adler ein verstärktes Minderwertigkeitsgefühl, den "Minderwertigkeitskomplex", nach sich, der seinerseits zu einem übersteigerten Streben nach Überwindung führt:

"Das nie ruhende Streben nach Überlegenheit trachtet diesen Komplex durch einen Überlegenheitskomplex zu verdecken, der immer ausserhalb des Gemeinschaftsgefühls auf den Schein einer persönlichen Überlegenheit hinzielt" (a.a.O., S.37).

Oder mit anderen Worten: Der Mensch, der sich bei seiner ersten Beziehungsperson und damit später auch bei den anderen Menschen nicht sicher verankert fühlt, erträgt das Empfinden nicht, weniger zu können oder weniger zu gelten als sie. Deshalb versucht er unbewusst, einen Weg zu finden, um seine vermeintliche Niederlage zu verbergen oder zu überdecken.

In den Kapiteln 4.3 und 5 wird deutlich werden, wie sich dieses Grundgesetz der Individualpsychologie auf die psychische Entwicklung des Mädchens auswirkt.

"Nach der immer noch bestehenden Überlieferung besitzen Männer Vorrechte, die den Frauen versagt werden. Unsere Kultur ist eindeutig von Vorteil für den Mann und gewährt ihm bestimmte Rechte, die Männer ausschliesslich für sich in Anspruch nehmen." (Adler 1930a/1976, S.90)

"Alle unsere Einrichtungen, traditionellen Festlegungen, Gesetze, Sitten und Gebräuche geben Zeugnis von der privilegierten Stellung des Mannes, nach der sie gerichtet und von der sie festgehalten sind." (Ders. 1927/1966, S.116; vgl. auch ders. 1914/1973b, S.214; ders. 1929b/1978, S.83; ders.1930/1982b, S.32).

Wie aus diesen Zitaten ersichtlich ist, betrachtet Alfred Adler die Rollen von Mann und Frau, ihre Position in der Gesellschaft sowie die Beziehung zwischen den Geschlechtern nicht ausschliesslich als individuelle Problematik, sondern stellt die Erziehung zum Mädchen oder zum Buben in den Rahmen unserer Kultur.

Die in Kapitel 3 dargestellten Grundlagen der Individualpsychologie deuten darauf hin, dass Adlers Menschenbild auf der Gleichwertigkeit aller menschlichen Wesen basiert. Nur wer sich neben den anderen Menschen ebenbürtig fühlt, kann die Aufgaben, die das Leben stellt, mutig und selbstsicher lösen (vgl. Adler 1923/ 1982a, S.46f).

Dieser Grundsatz gilt insbesondere auch für die Beziehung zwischen den Geschlechtern. Adler weist an verschiedenen Stellen seines Werkes darauf hin, dass eine Liebesbeziehung sich nur dann gedeihlich entwickeln kann, wenn die Gleichwertigkeit von Mann und Frau eine Selbstverständlichkeit für beide Partner ist (vgl. Adler 1925/1982a, S.87ff; ders.1931/1979, S.102f; ders.1933/1973a, S.48f). Deshalb befasst er sich in seinen Schriften immer wieder mit der Minderbewertung der Frau in unserer Kultur.

In seiner psychologischen Praxis hat der Autor die Auswirkungen der männlichen Vorrangstellung auf das Gemüt

vieler Frauen und Männer und auf deren Liebesbeziehungen feststellen müssen. Wenn sich Adler zur Stellung der Frau in der abendländischen Kultur äussert, gilt sein Interesse insbesondere der Frage, wie sich die ungleiche Wertung der Geschlechter auf die Psyche der Menschen auswirkt. Bei der Darstellung von Adlers Stellungnahme zur Lage der Frau im abendländischen Kulturkreis halte ich mich eng an die Ausführungen des Autors, die ich nur zu ihrer Verdeutlichung mithilfe anderer Quellen ergänzen werde.

4.1 Zur Geschichte des Patriarchats

Um das Ausmass der unterschiedlichen Wertung von Mann und Frau in der abendländischen Kultur nachvollziehen zu können, erachtet es Adler als unumgänglich, sich mit ihrem historischen Hintergrund auseinanderzusetzen.

Im Jahre 1927 befasst sich der Autor ausführlich mit dieser Problematik. Er weist darauf hin, dass die männliche Vormachtstellung nicht von Natur aus gegeben, sondern im Laufe der Menschheitsgeschichte entstanden sei; der Mann habe sich seine privilegierte Position zuerst erkämpfen müssen:

"Darauf deutet schon der Umstand hin, dass erst eine Anzahl von Gesetzen geschaffen werden mussten, um die Herrschaft des Mannes sicherzustellen. Das weist gleichzeitig darauf hin, dass es vor der gesetzlichen Festlegung der männlichen Vormachtstellung andere Zeiten gegeben haben muss, in der das männliche Privileg keine so sichere Sache war. Diese Zeit ist in der Tat historisch nachgewiesen. Es war die Zeit des Mutterrechtes, die Zeit, wo es die Mutter war, die Frau, die im Leben die bedeutendere Rolle gespielt hat(...). Dem Übergang vom Mutter- zum Vaterrecht ist ein gewaltiger Kampf vorausgegangen, der beweist, dass der Mann die Vorrechte, die er heute gern als ihm von Natur aus zukommend bezeichnet, durchaus nicht von Anfang an besessen hat, sondern darum kämpfen musste. Der Sieg des Mannes war gleichbedeutend mit der Unterjochung der Frau..." (Adler 1927/1966, S.117).

Zum genaueren Verständnis der hier beschriebenen Entwicklung - von der geachteten Stellung der Frau zur Zeit des Mutterrechtes bis zur festen Etablierung der männlichen Vorrangstellung - verweist Adler auf das Buch "Die Frau und der Sozialismus" von August Bebel, das erstmals 1879 erschienen ist.

Wie Adler bezeichnet Bebel die Meinung, das zu seiner Zeit übliche Verhältnis zwischen den Geschlechtern habe von jeher bestanden und sei deshalb um jeden Preis zu erhalten, als falsch:

"Das Studium der Urgeschichte lässt keinen Zweifel mehr, dass auf den untersten Entwicklungsstufen der Menschheit das Verhältnis der Geschlechter von dem der späteren Zeit ein gänzlich verschiedenes ist..." (Bebel 1985, S.43)

Die geltende Form der Ehe sowie die Stellung der Frau in der Gesellschaft sieht Bebel deshalb nicht als unabänderliche Tatsachen, sondern als Produkt einer geschichtlichen Entwicklung (vgl. a.a.O., S.269).

Bebels Sichtweise dieses historischen Prozesses darzustellen, würde jedoch über den Rahmen meiner Arbeit hinausgehen. Hier soll nur darauf hingewiesen werden, dass er die Entwicklung der minderen Stellung der Frau von seinem marxistischen Standpunkt aus betrachtet. Demzufolge misst er der Entstehung des Privateigentums zentrale Bedeutung für die Festigung der ungleichen Position der Geschlechter zu:

"Mit der Herrschaft des Privateigentums war die Unterjochung der Frau unter den Mann besiegelt. Es folgte die Zeit der Geringschätzung und selbst der Verachtung der Frau" (a.a.O., S.58).

Adler vermutet demgegenüber, dass der Mann seine Vormachtstellung vor allem deshalb festigen konnte, weil er im Kampf gegen andere Völker eine wichtige Rolle spielte. Diesen Vorteil habe er dazu benutzt, um die Führung endgültig an sich zu reißen (vgl. Adler 1927/1966, S.118).

Da der Mann aber seines Sieges über die Frau noch heute nicht wirklich sicher sei, habe er eine gewisse Unruhe im Verhältnis zu ihr beibehalten (vgl. a.a.O., S.121). Mit dieser Bemerkung macht Adler darauf aufmerksam, dass die Männer in unserer Kultur sich trotz ihrer Privilegierung den Frauen oft nicht wirklich überlegen fühlen, auch wenn sie sich einen entsprechenden Anstrich geben.

Anders als Adler und Bebel ist Simone de Beauvoir der Ansicht, das "...goldene Zeitalter der Frau..." zur Zeit des Mutterrechts sei in Wirklichkeit "...nur ein Mythos"; zwischen den Geschlechtern habe zu keiner Zeit Gleichheit bestanden (vgl. de Beauvoir 1968, S.77).

Laut de Beauvoir ist der biologische Nachteil der Frau gegenüber dem Mann infolge ihrer "...ermüdenden Fortpflanzungsfunktion, die unaufhörlich und regellos in Anspruch genommen wurde..." (a.a.O., S.73), so gross, dass sie im Verlauf der Geschichte die Vorrangstellung des Mannes nie wirklich habe eindämmen können. Die Frau habe zwar im Mutterrecht als Trägerin des Lebens eine beachtliche Rolle gespielt. Die Bedeutung der Frau sei aber immer nur eine magische, religiöse gewesen; im realen Leben dagegen habe der Mann die entscheidende Stellung eingenommen (vgl. a.a.O., S.75 ff).

Nach Auffassung de Beauvoirs ist daher der Triumph des Patriarchates kein Zufall, sondern Folge der biologischen Bevorzugung des Mannes (vgl. a.a.O., S.82).

Solchen Argumentationen hält Adler entgegen, dass die biologische Mutterfunktion des weiblichen Geschlechts nicht notwendigerweise zu einer niedrigeren Einstufung der Frau führen müsste (vgl. Adler 1931/1979, S.102). Vielmehr sieht Adler die Vormachtstellung des Mannes als Folge einer unglücklichen Entwicklung in unserer Kultur; das Streben nach Macht über andere Menschen sei im Laufe der Geschichte zu einem Prinzip geworden, das Ungleichheiten zwischen den Menschen ermöglicht habe. Auf dieser Grundlage sei eine Gesellschaftsordnung entstanden, die manchen Einzelpersonen und Schichten die Sicherung von

Privilegien gegenüber anderen Personen oder Schichten erlaubt habe. Die Tendenz, den anderen überrunden und dominieren zu wollen, ist nach Adler auch die Ursache dafür, dass der Mann sich im Laufe der Geschichte die angesehenere Position hat aneignen können:

"Durch die Entwicklung der Kultur in der Richtung des Machtstrebens (...) ist die Arbeitsteilung in besondere Bahnen gelenkt worden, die heute noch vorherrschen und bewirken, dass die menschliche Kultur durch die überragende Bedeutung des Mannes charakterisiert ist. Die Arbeitsteilung ist von der Art, dass der privilegierten Gruppe, den Männern, Vorrechte gesichert sind und dass diese infolge ihrer Vormachtstellung auf die Stellung der Frau in der Arbeitsteilung im Produktionsprozess in ihrem Sinne, zu ihrem Vorteil Einfluss nehmen, indem sie ihr den Kreis ihres Lebens vorzeichnen und in der Lage sind, die ihnen genehmen Formen des Lebens durchzusetzen, Formen des Lebens für die Frau zu bestimmen, die in erster Linie diesem männlichen Gesichtspunkt gehorchen" (Adler 1927/1966, S.115).

Als wesentlichen Beitrag zur Verfestigung des Patriarchats im abendländischen Kulturkreis sieht Adler das eher negative Frauenbild in der christlichen Kirchengeschichte:

"Auf geistlichen Konzilien wurde lebhaft die Frage besprochen, ob die Frau eine Seele habe [z.B. auf dem Konzil zu Macon im 6. Jahrhundert: vgl. Bebel 1985, S.87; d.V.], es wurden gelehrte Abhandlungen über die Frage geschrieben, ob sie überhaupt ein Mensch sei [vgl. Deschner 1974, S.215; d.V.]. Die jahrhundertelange Dauer des Hexenwahns mit seinen Hexenverbrennungen legen ein trauriges Zeugnis ab von den Irrtümern, von der gewaltigen Unsicherheit und Verwirrung jener Zeit in dieser Frage. Oft wird die Frau als Ursache alles Unheils in der Welt hingestellt, so in der biblischen Darstellung der Erbsünde..." (Adler 1927/1966, S.121f).

Bebel erklärt diese Entwicklung des Frauenbildes in der Geschichte des Christentums - das doch eigentlich aus dem Kampf gegen die Unterdrückung der Menschen entstanden ist - damit, dass das Christentum auf jüdischer Überlieferung basiert:

es "...repräsentierte die Auflehnung gegen die Missachtung und die Unterdrückung der Massen. Aber da es dem Judentum entstammte, das nur die Rechtlosigkeit der Frau kannte und, in der biblischen Vorstellung befangen, sie als die Urheberin alles Übels ansah, predigte es die Verachtung der Frau, die Enthaltbarkeit und die Vernichtung des Fleisches,..." (Bebel 1985, S.83).

Solche Tendenzen hat Karlheinz Deschner anhand zahlreicher Quellenbelege nachgewiesen (vgl. 1974, S.205ff). Erstmals findet er sie bei Paulus (vgl. a.a.O., S.208; ähnlich Bebel 1985, S.84f; de Beauvoir 1968, S.100).

Von Paulus stammen z.B. folgende Bibelstellen:

"Wie nun aber die Kirche Christus untertan ist, so sollen es auch die Frauen ihren Männern in allem sein" (Eph.5.24).

"...sollen die Frauen in den Gemeindeversammlungen schweigen; denn es wird ihnen nicht gestattet, zu reden, sondern sie sollen sich unterordnen, wie auch das Gesetz sagt. Wollen sie aber etwas lernen, so sollen sie zu Hause die eignen Männer fragen;..." (1.Kor.14.34-35).

Obwohl Paulus sich mit seinen negativen Aussagen über die Frau nirgends auf Jesus beziehen konnte, stützten sich nach Deschner in den späteren Jahrhunderten zahlreiche Kirchenväter und Mönche auf den Apostel, wobei ihre Fraueneindlichkeit zum Teil weit über die seine hinausging. Wie Adler bezeichnet auch Deschner die Hexenverbrennungen als grausamen Höhepunkt dieser Verfemung der Frau (vgl. Deschner 1974, S.208ff).

Adler charakterisiert die Hexenverbrennungen als eine der abscheulichsten unter den falschen Entwicklungsrichtungen der Menschheit. Als Hauptmotiv dieser Untaten sieht er den Versuch des Mannes, die Frau niederzuhalten und damit die sich anbahnende Erstarkung ihrer Position zu verhindern:

"Und stets, wenn die Rechte der Frau stärker zum Ausdruck kamen, stellte sich ihnen die privilegierte männliche Weltanschauung in den Weg. Unter den blutigen und verwerflichsten Versuchen, die Frau in

ihre untergeordnete Stellung zurückzuwerfen, nehmen die 300 Jahre der Hexenverbrennung, die mehr als einer Million unschuldiger Frauen unter den schrecklichsten Qualen das Leben kostete, die erste Stelle ein. Dem Verstehenden nicht Überraschend, und wie ein Wegweiser in unsre Zeit, schwenkten die Universitäten mit ihren Professoren am sichersten ein und lieferten 'gelehrte Beweise' für die Hexenkünste der Frauen" (Adler 1934/1983, S.65; vgl. auch a.a.O., S.59).

Aber auch für die neuere Zeit weist Adler auf die fort-dauernde Tendenz hin, die Frau als geistig und moralisch minderwertig einzustufen. Das zu Beginn des 20. Jahrhunderts vorherrschende Frauenbild der abendländischen Kultur (siehe oben, Kapitel 2.2) ist, wie wir gesehen haben, in einer über Jahrtausende hinweg patriarchalischen Gesellschaft entstanden und hat sich mehr und mehr verfestigen können. Nach Adler haben sich in unserer Kultur Vorurteile über die Frau in mannigfachen Formen erhalten:

"Sagen und Märchen aller Zeiten enthalten Hinweise auf die moralische Minderwertigkeit der Frau, auf ihre Verworfenheit, Bosheit, Falschheit, Unbeständigkeit und Unverlässlichkeit. (...) Ebenso wird die Frau bezüglich ihrer Tüchtigkeit, ihrer Leistungsfähigkeit herabgesetzt. Redensarten, Anekdoten, Sprichwörter und Witze aller Völker sind voll herabsetzender Kritik der Frau, der Streitsucht, Unpünktlichkeit, Kleinlichkeit, Dummheit (Lange Röcke, kurzer Sinn) vorgeworfen wird" (Adler 1927/1966, S.122).

Erst um die Wende zum 20. Jahrhundert geriet das Patriarchat ernstlich ins Wanken. Die Frauen begannen zivilrechtliche und politische Gleichberechtigung zu fordern, strömten an die Arbeitsplätze und in die Schulen und eroberten selbst die letzten männlichen Bastionen, die Universitäten (vgl. die ausführlichen Darstellungen dieser Entwicklung bei Beauvoir 1968, S.129-142; Bebel 1985, S.268-343).

In dieser Zeit der existentiellen Bedrohung der männlichen Vorrangstellung kam es wiederholt zu entschlossenen Versuchen, die Frau auf ihren zweitrangigen Platz zu-

rückzustossen. Adler zählt namentlich Schopenhauer, Strindberg, Weininger und Möbius auf, die im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts den Beweis der Minderwertigkeit der Frau mit grossem Engagement angetreten haben (vgl. Adler 1927/1966, S.122).

Um ein Bild davon zu geben, mit welcher Schärfe sich etliche Männer gegen die Forderung der Frauen nach Gleichberechtigung der Geschlechter gestellt haben, sollen diese vier Autoren hier mit einigen besonders prägnanten Ausschnitten aus ihrem Werk zu Worte kommen.

Arthur Schopenhauer (1788-1860) schreibt in seiner Abhandlung "Über die Weiber" (Entstehungsjahr 1851):

"Schon der Anblick der weiblichen Gestalt lehrt, dass das Weib weder zu grossen geistigen noch körperlichen Arbeiten bestimmt ist. Es trägt die Schuld des Lebens nicht durch Thun, sondern durch Leiden ab, durch die Wehen der Geburt, die Sorgfalt für das Kind, die Unterwürfigkeit unter den Mann, dem es eine geduldige und aufheiternde Gefährtin seyn soll. (...) Zu Pflegerinnen und Erzieherinnen unserer ersten Kindheit eignen sich die Weiber gerade dadurch, dass sie selbst kindisch, läppisch und kurzsichtig, mit Einem Worte: Zeit Lebens grosse Kinder sind: eine Art Mittelstufe, zwischen dem Kinde und dem Manne, als welcher der eigentliche Mensch ist" (Schopenhauer 1977, Bd.X, S.668).

Wenn wir Schopenhauer noch als mildernden Umstand zugute halten können, dass seine negative und vorurteilsbeladene Darstellung der Frau in der Mitte des 19. Jahrhunderts anzusiedeln ist, so gilt diese Rechtfertigung für Strindberg, Weininger und Möbius nicht.

In einer ganzen Anzahl von Werken, die August Strindberg (1849-1912) von den Achzigerjahren des 19. Jahrhunderts bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts verfasst hat, ist seine Einstellung gegenüber der Frau deutlich erkennbar; so in der Novellensammlung "Die Verheirateten" oder im Drama "Fräulein Julie". Auch in der Tragikomödie "Gläubiger" kommt Strindbergs Frauenverachtung zum Ausdruck, wenn er schreibt:

"Was ist denn eigentlich dies Unfassbare, Sphinxartige, die Tiefe deiner Frau? - Die tiefste Dummheit, nichts weiter! - Sieh doch her! Sie kann ja nicht einmal dt und t unterscheiden! Siehst du, das ist ein Fehler im Mechanismus! Aussen golden, innen tombachen und schlechtes Gangwerk! (...)
Hast du einmal ein nacktes Weib gesehen? - Ja, natürlich! Also, ein Jüngling mit Brustwarzen, ein nicht zu Ende geratener Mann, ein aufgeschossenes Kind, das im Wachstum zurückgeblieben ist, ein Wesen, das an chronischer Blutarmut leidet und regelmässig Blutsturz hat, dreizehnmal im Jahr! Was kann daraus werden?" (Strindberg 1919, S.102)

In seiner Schrift "Geschlecht und Charakter" führt Otto Weininger im Jahre 1903 - als immerhin bereits viele Frauen ein Hochschulstudium absolviert haben - den "Beweis", dass Charakterunterschiede der Geschlechter biologisch bedingt seien (vgl. Weininger 1980, S.8f). Die "absolute" Frau sei sowohl aus psychologischer als auch aus philosophischer Sicht dem Manne in keiner Weise ebenbürtig: ihr fehle der logische und der ethische Imperativ, sie habe kein Ich und keine Seele und könne nie genial sein (vgl. a.a.O., S.239ff). Sie sei zutiefst amoralisch, d.h. nicht imstande, über Recht und Unrecht zu urteilen und Verantwortung für das eigene Tun zu übernehmen (vgl. a.a.O., S.251ff). Einen Wert als Persönlichkeit könne die Frau nur durch den Mann erhalten (vgl. a.a.O., S.261).

Seine Überzeugung krönt Weininger mit folgenden Worten:

"Der tiefststehende Mann steht noch unendlich hoch über dem höchststehenden Weibe" (a.a.O., S.342).
"Die Frauen haben keine Existenz und keine Essenz, sie sind nicht, sie sind nichts. Man ist Mann oder man ist Weib, je nachdem ob man wer ist oder nicht" (a.a.O., S.383).

Die wesentliche Aussage des 1907 erschienenen Buches von Paul J. Möbius kommt bereits im Titel zum Ausdruck: "Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes". Der Autor zieht in dieser Schrift mittels eines "wissenschaftlichen" Vergleichs von weiblichem und männlichem Hirn den

Schluss, dass die Frau geistig minderwertig sei (vgl. Möbius 1912, S.4f; siehe dazu auch oben, Kapitel 2.2). Statt der Entwicklung der Denkfähigkeit sei bei der Frau der Instinkt besser ausgebildet, was sie dem Tiere ähnlich mache:

"Der Instinkt nun macht das Weib tierähnlich, unselbständig, sicher und heiter. (...) Wie die Tiere seit undenklichen Zeiten immer dasselbe tun, so würde auch das menschliche Geschlecht, wenn es nur Weiber gäbe, in seinem Urzustande geblieben sein. Aller Fortschritt geht vom Manne aus. Deshalb hängt das Weib vielfach wie ein Bleigewicht an ihm..." (a.a.O., S.8).

Im Anschluss an die biologische Erklärung der geistigen Minderwertigkeit der Frau verrät Möbius den normativen Hintergrund seiner Auffassung; die Natur habe der Frau die männliche Geisteskraft versagt, weil diese für den Mutterberuf ja nicht notwendig sei:

"Nach alledem ist der weibliche Schwachsinn nicht nur vorhanden, sondern auch notwendig, er ist nicht nur ein physiologisches Faktum, sondern auch ein physiologisches Postulat. Wollen wir ein Weib, das ganz seinen Mutterberuf erfüllt, so kann es nicht ein männliches Gehirn haben. (...) Jemand hat gesagt, man solle vom Weibe nichts verlangen, als dass es 'gesund und dumm' sei. Das ist grob ausgedrückt, aber es liegt in dem Paradoxen eine Wahrheit. Übermäßige Gehirntätigkeit macht das Weib nicht nur verkehrt, sondern auch krank" (a.a.O., S.14; siehe dazu auch oben, Kapitel 2.2 und Hausen 1976, S.363, 367).

Die Äusserungen von Schopenhauer, Strindberg, Weininger und Möbius sind hier als charakteristische Beispiele für den Kampf vieler Männer des 19./20. Jahrhunderts um ihre privilegierte Position in der Gesellschaft wiedergegeben worden. Man kann von einem letzten, verzweifelten Versuch des Mannes sprechen, das Patriarchat zu retten. Aus individualpsychologischer Sicht handelt es sich bei solchen philosophischen Konstrukten um das Bestreben der Autoren, die eigene Überlegenheit zu sichern. Gebildete

Männer mit einem unbewussten Minderwertigkeitsgefühl greifen u.U. zum Mittel einer philosophischen Abhandlung, um ihr Prestige zu wahren (vgl. Adler 1920/1974a, S.49f). Eine kritische Auseinandersetzung mit dem Frauenbild um 1900 findet sich vorne, in Kapitel 2.2 meiner Arbeit. Dort habe ich einige Autoren aus dem 20. Jahrhundert, die sich prinzipiell gegen die Existenz von naturgegebenen geschlechtsspezifischen Persönlichkeitsmerkmalen stellen, zu Wort kommen lassen. Alfred Adler hat bereits 1912 in seinem ersten grösseren Werk ("Über den nervösen Charakter") die kulturelle und familiäre Bedingtheit scheinbar angeborener Charaktereigenschaften von Mann oder Frau erkannt (vgl. a.a.O., S.51ff, 93ff, 150f).

4.2 Das männliche Ideal

"... der Krebschaden unserer Kultur, der zu starke Vorrang der Männlichkeit" (Adler 1914/1973b, S.214)

Alfred Adler betrachtet die Einteilung in "männliche" und "weibliche" Charaktereigenschaften, Fähigkeiten und Verhaltensweisen als Auswirkung der historisch entstandenen Ungleichheit unter den Menschen (siehe oben, Kapitel 4.1) und weist zudem auf die bedenkliche Tatsache hin, dass in unserer Kultur die Annahme von geschlechtsspezifischen Charakteren mit einer Rangordnung verknüpft ist:

"...minderwertig=unten=weiblich; mächtig=oben=männlich" (ders. 1912/1972, S.51f).

Das Idealbild des vollkommenen Menschen hat demgemäss in der abendländischen Kultur "...einen überaus starken männlichen Einschlag...". Im Ziel, ein voller Mann sein zu wollen - welches Männer und Frauen anstreben können - "...gipfelt jeder Wunsch nach Herrschaft, Macht, Reichtum und Sieg" (ders. 1914/1973b, S.131). Neben diesen Attributen werden weitere sogenannte männliche Eigenschaften wie Kraft, Grösse, Wissen, Roheit, Grausamkeit, Gewalttätigkeit und Aktivität bewundert (vgl. ders. 1920/

1974a, S.38). Als Gestalten mit höchstem Ansehen bezeichnet der Autor den Titanen, den Herkules und den Imperator - also gewalttätige Männer mit grosser Muskelkraft; solche Ideale müssen nach Adler zur Unterdrückung und Ausrottung der Schwächeren führen (vgl. ders. 1933/1973a, S.83). Dass diese Bemerkung des Autors im Jahre 1933, also zum Zeitpunkt der Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland, gefallen ist, wird wohl kaum ein Zufall sein: Der aufgrund seiner jüdischen Abstammung und seiner sozialkritischen Einstellung doppelt gefährdete Psychologe hat sich über die Brutalität der Nazis keine Illusionen gemacht. Schon seit 1930 hat Adler mehrheitlich in den USA gelebt und gearbeitet und sich schliesslich 1935 endgültig dort niedergelassen (vgl. O.Brachfeld, Einleitung in: Adler 1927/1966, S.7).

Aber auch in der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg sind die Phantasiegestalten, die am meisten Bewunderung und Ehrfurcht ernten, mächtige, athletische, männliche Helden - so zum Beispiel Tarzan, Superman oder Rambo. Leider genießt der charakterlich gefestigte, selbstsichere und sich allen Menschen verbunden und ebenbürtig fühlende Mensch beiderlei Geschlechts, der dem menschlichen Idealbild Adlers entsprechen würde, auch heute noch nicht das Ansehen, das ihm von seiner Bedeutung für die weitere Existenz der Menschheit her zukommen würde.

Simone de Beauvoir nennt das soeben beschriebene Phänomen "das männliche Prinzip", welches im Laufe der Geschichte sowohl in der Vorstellung der Menschen als auch in der Realität triumphiert habe und mit einer Wertminderung der Frau verbunden sei (vgl. 1968, S.80f). Ähnlich wie Adler sieht die Autorin als Folge dieser Ungleichwertigkeit der Geschlechter, dass "...die Frau auch ihrerseits die Werte anstrebt und erkennt, die in konkreter Form nur der Mann erreicht; er also eröffnet die Zukunft, zu der auch sie emporsteigen will..." (a.a.O., S.72).

Dass der Mann vielfach als Überlegen, die Frau aber als minderwertig betrachtet wird, ist für Adler ein äusserst

unglückliches Phänomen unserer Kultur:

"Eine von schweren Folgen begleitete Erscheinung ist der (...) Umstand, dass dieses Vorurteil von der Minderwertigkeit alles Weiblichen zu einer eigenartigen Zweiteilung der Begriffe geführt hat, die sich in der Gepflogenheit äussert, die Begriffe von männlich - wertvoll - kräftig - siegreich einerseits, und die Begriffe weiblich - gehorsam - dienend - untergeordnet - schlechthin zu identifizieren. Diese Denkungsweise hat sich so tief im menschlichen Denken verankert, dass in unserer Kultur alles Vortreffliche einen männlichen Anstrich hat, während alles weniger Wertvolle und Abzulehnende als weiblich hingestellt wird. (...) Immer fällt der Akzent so, dass alles, was an das Weib erinnert, als minderwertig dargestellt wird" (Adler 1927/1966, S.124 f; vgl. auch ders. 1933/1973a, S.51).

An anderer Stelle hält Adler ausdrücklich fest, dass die höhere Einstufung des Mannes in unserer Kultur sowie das Mehr an Anerkennung und Wertschätzung, das er genießt, moralisch gesehen ein Unrecht sei und geändert werden sollte (vgl. 1929b/1978), S.83). Die Vorstellung der ursprünglichen Minderwertigkeit der Frau weist der Autor "mit sachlicher Ruhe" zurück (vgl. 1912/1972, S.177) oder bezeichnet sie als Aberglauben (vgl. 1930/1982b, S.97). Im Zusammenhang mit der Minderbewertung der Frau sieht der Autor auch die weitverbreitete niedrige Einstufung weiblicher Arbeit:

"...in der Geringschätzung weiblicher Tätigkeit äussert sich in der Tat ein grundlegender Fehler unserer Kultur. (...) Das Argument, Frauen seien bis heute nicht in der Lage gewesen, grosse Leistungen zu vollbringen, ist völlig unsinnig. Frauen sind vielmehr bislang nicht so erzogen worden, dass sie grosse Dinge leisten konnten" (Adler 1930a/1976, S.90f).

In diesem Sinne äussert sich der Autor kritisch zur Tatsache, dass die Frauen seiner Zeit in den Bereichen von Geschäft, Geld und Macht nicht aktiv beteiligt seien, sondern bestenfalls bewundernd daran teilnehmen könnten - "...als Gebärerinnen, Bewunderinnen, Pflegerinnen..."

(vgl. ders. 1933/1973a, S.83f). Diese untergeordnete Position nehmen Frauen vielfach noch im heutigen Wirtschaftsleben ein: Männer sind eher Prokuristen, Direktoren und Manager, Frauen eher Sekretärinnen, die den männlichen Vorgesetzten als Hilfskräfte zur Seite stehen. Die Minderbewertung der Frauenarbeit kommt auch in deren schlechterer Bezahlung zum Ausdruck. In krasser Weise finden wir die wirtschaftliche Ausbeutung der Frau in den Berichten über die Fabrikarbeiterinnen des 19. Jahrhunderts, welche unter zum Teil äusserst ungesunden Bedingungen 16 bis 17 Stunden pro Tag körperlich anstrengende Arbeit leisteten und dafür mit Hungerlöhnen bezahlt wurden (vgl. de Beauvoir 1968, S.126ff; Bebel 1985, S.243ff).

Adler ist der Auffassung, dass die Frau bisher nicht mangels Eignung, sondern aufgrund von Tradition und Erziehung von den grossen schöpferischen Leistungen der Menschheit ausgeschlossen worden sei. Eng verknüpft damit sieht er die Tatsache, dass auch die "Macht des Bildungsphilisteriums" zu seiner Zeit fast ausschliesslich in den Händen der Männer liegt, obwohl die Frau bei gleichwertiger Bildung ohne weiteres zur Mitbestimmung im Bildungswesen in der Lage wäre (vgl. Adler 1933/1973a, S.84). Dass der Autor die Öffnung aller erdenklichen Ausbildungswege für die Frau unterstützt, kommt auch im folgenden Passus zum Ausdruck:

"Die wachsende Kultur hat auch für Frauen die Grenzen der Bildungsfähigkeit und des seelischen Interesses aufgehoben" (a.a.O., S.50).

Diese klare Stellungnahme Adlers war für die Frauen seiner Zeit mit Sicherheit wohltuend und ermutigend, mussten sie doch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein eine ziemlich starke Durchsetzungsfähigkeit aufbringen, wenn sie eine höhere Bildung erwerben und geistig anspruchsvolle Berufe ausüben wollten (vgl. Hausen 1976, S.388ff; Bebel 1985, S.268f; de Beauvoir 1968, S.150f; zur Mädchenbil-

dung siehe auch unten, Kapitel 5.3.3).

Eine weitere negative Auswirkung der Minderbewertung weiblicher Arbeit sieht Adler darin, dass in unserer Kultur der Beruf der Mutter und Hausfrau geringgeschätzt wird (vgl. Adler 1929a/1981, S.62; ders. 1931/1979, S.102f; zur Bedeutung dieses Vorurteils für die seelische Entwicklung des Kindes siehe unten, Kapitel 5.1.2).

Für Adler ist der Mutterberuf eine der anspruchsvollsten Tätigkeiten überhaupt:

"Das Wohl der gesamten menschlichen Gesellschaft hängt von der Haltung der Frauen zur Mutterschaft ab" (a.a.O., S.102).

Wenn der Autor die Wichtigkeit der Mutterrolle betont, geschieht dies nicht im Sinne eines moralischen Aufrufs an die Frauen, möglichst viele Kinder zur Welt zu bringen. Vielmehr soll dem Leser die zentrale Bedeutung der Erzieherpersönlichkeit nahegebracht werden, hängt es doch weitgehend von dieser ab, ob die Entwicklung des Kindes gedeihlich verlaufen kann (vgl. oben, Kapitel 3.4).

Dabei ist sich Adler bewusst, dass nur eine freiwillige Mutter eine gute Mutter sein kann. Aus diesem Blickwinkel betrachtet er auch die Frage der Empfängnisverhütung, wenn er bemerkt, man werde die Entscheidung über Geburten "...am besten ganz der wohlberatenen Frau überlassen..." (ders. 1933/1973a, S.50).

Neben der Leistung der Mutter wird nach Adlers Auffassung auch die Arbeit der Hausfrau zu Unrecht tiefer gewertet als andere Berufe: Die Hausarbeit könnte eine schöpferische und befriedigende Tätigkeit sein, wenn nicht bei den Frauen und in ihrer Umgebung die irriige Meinung herrschen würde, dass es sich dabei um eine minderwertige Arbeit handle (vgl. ders. 1931/1979, S.102f; ders. 1925/1982a, S.89).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Alfred Adlers Stellungnahmen zur Situation der Frau in der abendländi-

schen Kultur von einem feinen Gefühl für alle Störungen der Gleichwertigkeit unter den Menschen sowie von tiefem Verständnis für die Auflehnung der Frau gegen die ihr zugeschriebene Minderwertigkeit getragen sind. Wie andere Autoren seiner Zeit setzt sich Adler sehr engagiert für die Anerkennung der Frau als ein dem Manne geistig und seelisch ebenbürtiges menschliches Wesen ein. In ähnlichem Sinne schreibt zum Beispiel Bebel:

"Die Frau soll wie der Mann nützlich und gleichberechtigtes Glied der Gesellschaft werden, sie soll wie der Mann alle ihre körperlichen und geistigen Fähigkeiten voll entwickeln können und, indem sie ihre Pflichten erfüllt, auch ihre Rechte beanspruchen können. Dem Manne als Freie und Gleiche gegenüberstehend, ist sie vor unwürdigen Zumutungen gesichert" (Bebel 1985, S.267).

Nach Bebel soll die Frau aus dem engen Kreise der Häuslichkeit heraustreten und sich voll am öffentlichen Leben betätigen (vgl. a.a.O., S.273) - eine sehr moderne Auffassung, wenn man bedenkt, dass Bebels Werk über die Frau noch im 19. Jahrhundert entstanden ist.

Obwohl sich seit Bebels Lebzeiten die Position der Frau in der Gesellschaft stark verbessert hat, stellt de Beauvoir noch in der Mitte des 20. Jahrhunderts fest, dass sich unsere Kultur in einer Übergangsperiode befinde:

"...diese Welt hat immer den Männern gehört und ist noch in ihren Händen; die Einrichtungen und Werte der patriarchalischen Kultur bestehen noch zum grossen Teil. Die theoretischen Rechte sind den Frauen bei weitem noch nicht überall in vollem Umfang zuerkannt: in der Schweiz besitzen sie das Stimmrecht noch nicht (...). Ausserdem haben ja, wie wir bereits sagten, abstrakte Rechte niemals genügt, der Frau einen konkreten Einfluss auf die Gestaltung der Welt zu gestatten: zwischen den beiden Geschlechtern besteht auch heute noch keine wirkliche Gleichheit" (de Beauvoir 1968, S.147).

Zur Emanzipation der Frau tragen nach de Beauvoir vor allem ihre Teilnahme an der Produktion und die Möglichkeit der Schwangerschaftsverhütung bei (vgl. a.a.O., S.133).

In diesem Kapitel ist deutlich geworden, dass auch Adler das Postulat Bebels und de Beauvoirs bejaht, dass die Frau die Welt aktiv mitgestalten kann und soll. Neben dem gesellschaftspolitischen Aspekt der Geschlechterfrage bezieht Adler als Individualpsychologe jedoch vor allem das persönliche Erleben des kleinen Mädchens oder Knaben in seine Betrachtungen ein: was sich der Vorstellung des Kindes als Männer- bzw. Frauenrolle präsentiert, ist massgebend für sein Bild, das es sich von der eigenen künftigen Geschlechterrolle zurechtlegt. Das erste und prägende Umfeld, in dem diese Eindrücke entstehen, ist die Familie. Selbstverständlich sieht Adler den gesellschaftlich-kulturellen Hintergrund des Geschlechterproblems als wichtigen Faktor in der Kindererziehung, der tief in die Familien hineinwirkt. Gerade weil jede Familie in die sie umgebende Gesellschaft eingebunden ist, setzt sich das Bild von Mann und Frau, das in einem Elternhaus herrscht, aus einer Vielfalt von kulturellen und individuellen Komponenten zusammen. Aus diesem Grunde habe ich zunächst Adlers historische und kulturkritische Überlegungen zur Situation der Frau ausführlich dargelegt - bilden sie doch die Grundlage für das Verständnis von Adlers Sichtweise über den Erwerb der Geschlechtsrolle in den ersten Lebensjahren.

4.3 Der "männliche Protest"

"Wie bereits gesagt, hat sich bei Frauen eine Abneigung gegen die männliche Aneignung von Autorität und Überlegenheit breitgemacht. Ist diese Abneigung so gross, dass sie in der Weise zum Ausdruck kommt, dass eine Frau sich weigert, sich mit ihrem Geschlecht abzufinden, und danach strebt, dem Manne möglichst gleichzukommen, dann spricht die Individualpsychologie von 'männlichem Protest'" (Adler 1930a/1976, S.92).

Da die Gleichwertigkeit aller Menschen für Adler unabdingbare Voraussetzung für die gedeihliche Entwicklung des Einzelnen ist, führt nach seiner Lehre die zweitran-

gige Bewertung und Behandlung des weiblichen Geschlechts in unserer Kultur dazu, dass die Frauen ihre minderwertige Position in irgendeiner Weise zu überwinden suchen. Der Autor betrachtet die Unzufriedenheit vieler Frauen mit ihrer Geschlechtsrolle und ihren Neid auf die bessere soziale Situation der Männer als verständliche Reaktion auf die kulturell bedingte ungleiche Bewertung der Geschlechter (vgl. ders. 1933/1973a, S.51; ders. 1929b/1978, S.83).

Weil das Idealbild des Menschen in unserer Kultur männlich orientiert ist (vgl. oben, Kapitel 4.2), "...ist das Überlegenheitsziel stets mehr oder weniger mit der männlichen Rolle identisch" (ders. 1929a/1981, S.58). Oder mit anderen Worten: Kein Mensch erträgt es, unten - also weiblich - zu sein, so dass das unbewusste Streben jedes Kindes (auch des Knaben!) eine Dynamik von unten nach oben, vom Weiblichen zum Männlichen zeigt (vgl. ders. 1912/1972, S.61f; ders. 1920/1974a, S.120; Rühle-Gerstel 1972, S.76).

Ursache des männlichen Protestes ist nach Adler das Gefühl einer Zurückgesetztheit, das nicht notwendigerweise der tatsächlichen Zurücksetzung des einzelnen Menschen entspricht. Vielmehr empfindet dieser sein Benachteiligtsein subjektiv oft weit stärker, als es sich objektiv darstellt.

Der männliche Protest ist also eine gefühlsmässige Reaktion auf ein Minderwertigkeitsgefühl, "...der Protest des in seinem innersten Wesen unsicher gewordenen Kindes..." (Adler 1914/1973b, S.229). Knaben können nach Adler ebenso wie Mädchen zum Mittel des männlichen Protestes greifen, um ihre Unterlegenheitsgefühle den Erwachsenen oder grösseren Geschwistern gegenüber zu überwinden (vgl. a.a.O., S.228f).

Ziel des männlichen Protestes ist demnach immer die Sicherung der eigenen Persönlichkeit, wobei sich für die Frau unserer Kultur eine ganz spezifische Ausformung dieses sichernden Endziels ergibt: "Fertigwerden mit der

weiblichen Minderwertigkeitssituation und den daraus erfließenden Minderwertigkeitsgefühlen!" Mit diesen Worten umschreibt Alice Rühle-Gerstel - eine Individualpsychologin, die sich eng an Adlers Lehre anschliesst - die Zielrichtung des männlichen Protestes in ihrem erstmals 1932 erschienenen Werk: "Das Frauenproblem der Gegenwart" (Rühle-Gerstel 1972, S.70).

Für Adler ist der männliche Protest nicht etwa eine für die Persönlichkeitsentwicklung grundsätzlich ungünstige Tendenz, sondern er kann als Möglichkeit für die Frau, ihr Minderwertigkeitsgefühl zu kompensieren, durchaus positive Folgen zeitigen: Dem Manne ebenbürtig sein zu wollen, gross und tüchtig zu werden, sind natürliche Strebungen, die der Entwicklung des Mädchens zu einer selbstsicheren Persönlichkeit an sich zuträglich sind. In diesem Sinne schreibt Adler:

"Die Weiblichkeit wird wie ein minderwertiges Organ empfunden, dem ein starkes kompensatorisches Streben entwächst. Gelingt es, diesen Zug auf die allgemein nützliche Seite zu lenken, dann kommt es zu wertvollen Leistungen im Sinne der Gleichberechtigung und des Fortschrittes" (Adler 1930/1982b, S.32f).

Da jedoch das subjektive Empfinden der eigenen minderwertigen Situation häufig weit über die Wirklichkeit hinausgeht, zeigen manche Frauen einen überhitzten männlichen Protest, eine Überkompensation ihrer vermeintlich unerträglich schlechten Lage. Rühle-Gerstel weist darauf hin, dass in solchen Fällen "...die Ausgleichsleistung zu dem tatsächlichen Mangel gar nicht im rechten Verhältnis..." steht (Rühle-Gerstel 1972, S.72; vgl. auch Adler 1929a/1981, S.58f).

Der übermässige männliche Protest aber weist nach Adler immer neurotische Merkmale auf: Wer sein Kleinheitsgefühl durch Überkompensation zu überwinden sucht, steckt sich unrealistisch erhöhte - also neurotische - Ziele; die leitende Fiktion der so gearteten Neurose heisst: "ich will ein ganzer Mann sein!" (ders. 1912/ 1972, S.32).

An dieser Stelle soll angemerkt werden, dass sich Adler mit seiner Definition der Neurose explizit gegen die Auffassung Freuds stellt, der die Libido als treibende Kraft der Neurose betrachtet. Für Adler steht die Erhöhung des Persönlichkeitsgefühls als Leitgedanke und als neurotische Zwecksetzung am Anfang jeder Neurose: "Und diesem Leitgedanken ordnen sich auch Libido, Sexualtrieb und Perversionsneigung, wo immer sie hergekommen sein mögen, ein" (a.a.O., S.32). Demzufolge hat die Neurose keine sexuelle Ätiologie. Irritierte Sexualregungen sind nach Adlers Auffassung nie Ursachen des persönlichen Strebens eines Neurotikers, sondern Mittel, die er aufgrund seines Unvermögens, den geraden Weg zur Bewältigung seiner Lebensaufgaben einzuschlagen, unbewusst wählt und verformt (vgl. ders. 1914/1973b, S.101; ders. 1920/1974a, S.50f). Als "Hauptmotor der neurotischen Erkrankung" bezeichnet Adler den "...männliche[n] Protest gegen weibliche oder weiblich scheinende Regungen und Empfindungen" (a.a.O., S.120).

Rühle-Gerstel, die sich Adlers Neurosenbegriff anschliesst, macht darauf aufmerksam, dass Frauen aufgrund ihrer untergeordneten gesellschaftlichen Position in der abendländischen Kultur häufig eher zu neurotischen Überkompensationen neigen als Männer:

"Neurose ist mangelnde Anpasstheit an die Erfordernisse des sozialen Lebens. Sie kommt zustande auf dem Boden einer falschen Selbsteinschätzung und wird gespeist von dem Geltungsverlangen entmutigter Ehrgeiziger. Die Stellung der Frau in der Gesellschaft ist allgemein, ohne Unterschied des speziellen Charaktertypus, eine gute Basis für neurotische Auslegungen. Das ganze weibliche Geschlecht ist mehr als das männliche zu neurotischen Überkompensationen geneigt, weil es sich in der Minderwertigkeitsposition des zweitrangigen Geschlechts befindet" (Rühle-Gerstel 1972, S.117f).

In seiner Praxis stellt Adler zwei charakterliche Grundrichtungen bei Frauen fest, die er als zwei verschiedene Ausformungen des männlichen Protests erkennt.

Die eine Charaktertendenz findet der Autor bei denjenigen Mädchen, "...die sich nach einer aktiven, 'männlichen' Richtung hin entwickeln. Sie werden ausserordentlich energisch, ehrgeizig und ringen nach der Palme" (Adler 1927/1966, S.126). Solche Mädchen schicken sich nicht in die ihnen zugewiesene untergeordnete Position, sondern nehmen den Konkurrenzkampf mit den Knaben auf. Später wollen sie entweder gar nichts von einer heterosexuellen Liebesbeziehung wissen, oder sie lassen sich zwar darauf ein, versuchen aber, das Heft in der Hand zu behalten, das heisst den Partner zu beherrschen. Gleichzeitig lehnen sie jegliche Hausarbeit ab oder behaupten, sie hätten kein Talent dazu (vgl. a.a.O., S.126).

Charaktertendenzen der "männlichen Richtung" gibt es in vielen Varianten. Rühle-Gerstel nennt als Beispiel eines weiblichen Charakters mit männlich orientiertem Lebensplan "die Gescheite". Diese strebt das Ziel an, so fähig zu sein wie ein Mann. Obwohl die Frau organisch zur selben Intelligenz befähigt ist wie der Mann, fühlen sich gemäss den Beobachtungen Rühle-Gerstels viele Frauen den Männern an Denk- und Kombinationsfähigkeit unterlegen. Tritt nun eine Frau mit einem diesbezüglichen Minderwertigkeitsgefühl den Konkurrenzkampf mit dem Mann an, so zeigt sich die Überkompensation in einem ständigen und krampfhaften Beweisen-Müssen der eigenen Intelligenz (vgl. Rühle-Gerstel 1972, S.104ff).

Ein anderer Charakter mit "männlicher Leitlinie" wird von der Autorin als "die Protestlerin" bezeichnet. Ihr Ziel heisst: Nur keine Frau sein! Sie gibt sich wild und rüpelhaft, lehnt jede weibliche Lebensweise sowie die Liebe zum Mann ab, was zur Homosexualität führen kann. Solche Frauen setzen sich unter Umständen in Wissenschaft oder Politik aktiv und erfolgreich ein und erbringen oft grosse Leistungen (vgl. a.a.O., S.111f).

Die Charakterzüge einer Protestlerin finden wir heute oft bei Feministinnen, die eine überspitzte Empfindlichkeit gegenüber jedem Anzeichen echter oder vermeintlicher Min-

derbewertung des weiblichen Geschlechts an den Tag legen. Die kämpferische Haltung solcher "Frauenbefreierinnen" beginnt mit dem Anhängen weiblicher Endungen an jedes "maskuline" Wort und endet mit dem Bestreben, den Mann sowohl im privaten als auch im öffentlichen Leben als prinzipiell überflüssigen Repräsentanten eines abschaffungswürdigen Systems abzutun. Solche Tendenzen können als vollendete Ausformung eines übertriebenen männlichen Protestes im Sinne von Adlers Individualpsychologie verstanden werden.

Eine in ihrem Erscheinungsbild ganz andere charakterliche Grundrichtung, in der Adler jedoch ebenfalls ein Symptom des männlichen Protests erkennt, weisen die resignierten Frauen auf, die gehorsam und demütig sind und sich scheinbar in ihre untergeordnete Rolle einfügen. Dass sie sich dabei nicht wohl fühlen, kommt in mannigfaltiger Weise zum Ausdruck: Solche Frauen sind zum Beispiel ungeschickt und betont hilflos, das heisst angewiesen auf die Hilfe eines starken Mannes, oder sie präsentieren ihre Schwäche durch nervöse Krankheitssymptome: "Ihrer Unterwerfung, ihrer Demut und Selbsteinschränkung liegt dieselbe Revolte zugrunde, wie beim erstgenannten Typus, die deutlich zu sagen scheint: das ist doch kein freudvolles Leben" (Adler 1927/1966, S.127).

Rühle-Gerstel bezeichnet eine Frau mit solcher Charaktertendenz als die "Richtige". Diese ist der traditionellen Frauenrolle entsprechend ganz auf den Mann und dessen Wünsche ausgerichtet und akzeptiert seine Vorrangstellung in der Welt. Hauptmerkmal ihrer Persönlichkeit ist nach Auffassung der Autorin die Beschränktheit: Die enge Welt, in der solche Frauen leben, greift auf ihren Charakter über (vgl. Rühle-Gerstel 1972, S.84f). Dementsprechend ist das "...Ziel der 'Richtigen' (...) leise, blass und unstarr. Ihr Lebensmotto lautet ungefähr: 'Ich will, was ich soll'" (a.a.O., S.84).

Als weitere Charakterrichtungen mit "weiblicher Leitlinie" erwähnt die Autorin unter anderem "die Barmher-

zige", die für sich selbst keine positiven Entwicklungsmöglichkeiten sieht und deshalb ihr Leben dienend verbringt - was oft nicht ein Zeichen von Selbstlosigkeit, sondern von Herrschsucht ist (vgl. a.a.O., S.91ff); oder "die Prinzessin", die hübsch und verwöhnt ist - ihr Mittel ist Schwäche, ihr Ziel Herrschaft (vgl. a.a.O., S.93ff).

Die beiden hier dargestellten grundsätzlichen weiblichen Charaktertendenzen - die "männliche" und die "weibliche" - sind nach Adler keineswegs Ausdruck unterschiedlicher angeborener Anlagen. Vielmehr sieht er für die Frauen seiner Zeit nur diese zwei Möglichkeiten, sich in einer Welt zurechtzufinden, in der "...die Bedrückung der Frau und die Einschränkungen, denen sie heute noch unterworfen ist, für einen Menschen unerträglich sind und ihn zur Revolte drängen" (Adler 1927/1966, S.126).

Eine völlige Versöhnung der Frauen unserer Kultur mit dem Leben kann nach Auffassung Adlers erst dann eintreten, wenn beide Geschlechter als ebenbürtig betrachtet werden (vgl. a.a.O., S.127).

Gemäss der individualpsychologischen Sichtweise der menschlichen Persönlichkeitsentwicklung ist jedoch die gesellschaftliche Besserstellung der Frau nur eine Bedingung für den Abbau des weiblichen Minderwertigkeitsgefühls. Die psychologisch-pädagogische Voraussetzung dafür ist die individuelle Stärkung des Selbstwertgefühls von Mann und Frau. Entgegen einer heute weit verbreiteten Meinung dient es diesem Ziel nicht, wenn Mädchen und Frauen zum Kampf gegen den Mann angespornt werden - oder mit anderen Worten, wenn ihr männlicher Protest angeheizt statt beruhigt wird.

Der einzige Weg, auf dem ein Mädchen zu einer starken Persönlichkeit werden kann, ist nach Adler seine Anleitung zu einem Leben mit dem Mann, in einer Beziehung, die von Gleichwertigkeit und Kooperation getragen ist. In engem Zusammenhang damit steht die Entwicklung des Gefühls

eines Mädchens, sich als ebenbürtiger Mensch neben alle anderen Menschen stellen zu können (vgl. ders. 1931/1979, S.111; ders. 1930/1982b, S.33; siehe auch unten, Kapitel 5.5).

An anderer Stelle drückt Adler diesen Gedanken so aus:

"Um ihr [i.e. einer Frau mit starkem männlichen Protest; d.V.] helfen zu können, müssen wir einen Weg finden, sie mit ihrer weiblichen Rolle zu versöhnen, ihr die Angst und Überbewertung des anderen Geschlechts zu nehmen und sie dazu zu bringen, sich unter ihren Mitmenschen als Freund und gleichwertig zu fühlen" (ders. 1936/1983, S.121).

5 DER ERWERB DER MÄDCHENROLLE ALS SOZIALER PROZESS

Alfred Adler ist durch zahlreiche Beobachtungen in seiner psychologischen Praxis zum Schluss gekommen, dass die Geschlechtsrolle dem Menschen nicht angeboren ist, sondern vom Kind im Laufe seiner ersten Lebensjahre im Wechselspiel mit seinem sozialen Umfeld - also hauptsächlich der Familie - erworben wird.

Damit stellt Adler zum einen das herkömmliche Frauen- und Männerbild, das er zu Beginn des 20. Jahrhunderts vorgefunden hat (vgl. oben, Kapitel 2.2), von Grund auf in Frage. Zum anderen weist der Autor auch die Erklärung "weiblicher" und "männlicher" Charaktereigenschaften und Fähigkeiten ausschliesslich durch gesellschaftliche Faktoren - wie Arbeitsteilung oder fehlende Chancengleichheit - klar zurück. Zwar hat Adler die kulturellen Vorstellungen, die in der Mädchenerziehung zum Tragen kommen, eingehend untersucht und als eine wichtige Komponente in seine Forschung miteinbezogen (vgl. oben, Kapitel 4). Für die Persönlichkeitsentwicklung eines Kindes sind kulturell geprägte Auffassungen jedoch immer in der Form und in dem Masse wirksam, als sie in der einzelnen Familie Bedeutung haben.

Neuere Studien bestätigen Adlers Forschungsergebnisse: so

zum Beispiel das Tagebuch der Akademikerin und engagierten Feministin Marianne Grabrucker, die den Einfluss von Geschlechtsrollenbildern im sozialen Umfeld ihrer Tochter während der ersten drei Lebensjahre beobachtet und dabei entdeckt, dass neben äusseren Einflüssen in hohem Masse ihr eigenes Selbstverständnis als Frau, ihre Einstellung zum Mann und die Art und Weise, wie die Beziehung zwischen ihr und ihrem Mann verläuft, relevant sind für die Persönlichkeitsentwicklung ihrer Tochter.

Vor allem den entwicklungspsychologischen Aspekt der Entstehung eines "Mädchencharakters" stellt Ursula Scheu bei ihrer kritischen Betrachtung neuerer wissenschaftlicher Untersuchungen in den Vordergrund.

5.1 Die Elternehe

5.1.1 Stellung der Eltern in der Familie

"Schon frühzeitig bilden sich nach dem Vorbild der Eltern die Meinungen von der Verschiedenheit und Verschiedenrangigkeit der Geschlechter. (...) Nach dem Vorbild der Eltern aber formt sich der kleine Mensch sein Bild von den Menschen überhaupt. Was die Eltern ihm zeigten und sagten, wird er sein ganzes Leben lang als geheime Schablone mit sich herumtragen, und in bedrängten Augenblicken seines Lebens wird er immer wieder auf die Apperzeptionsweise der ersten Lebensjahre zurückgreifen. Wie viele Bedrängnis quillt nicht für das Leben der Erwachsenen aus der Beziehung der Geschlechter! In allen Liebeskonflikten, in allen Eheschwierigkeiten, in aller Problematik des Sexuallebens findet man bei jedem einzelnen unter uns auf dem Grund seines Erlebens die Geschlechtersituation im Elternhaus" (Rühle-Gerstel 1972, S.48f; vgl. auch Adler 1931/1979, S.110).

Adler zeigt an vielen Stellen seines Werkes auf, dass das kleine Kind sich in seinen ersten Lebensjahren aufgrund vielfältiger Eindrücke ein Bild über Rollen und Positionen der Geschlechter in unserer Kultur formt. So wird der Vater für das Mädchen zum Modell des Mannes schlechthin (vgl. a.a.O., S.112; Rühle-Gerstel 1972, S.61).

In vielen Familien erleben die Mädchen täglich, dass der Vater die wichtigere, die bestimmende Funktion einnimmt, dass seine Stellung im Vergleich zu derjenigen der Mutter privilegiert ist. Wie in Kapitel 2.3.1 dargestellt wurde, gehörte es um die Jahrhundertwende zu den bewussten Zielen der Mädchenerziehung, die jungen Mädchen in diesem Sinne auf die Ehe vorzubereiten. Aber auch in unserer Zeit fließen die kulturellen Vorstellungen von der überragenden Bedeutung des Mannes - oft ohne Wissen und Willen der Eltern - in die Erziehung ein. Ob die Mutter gegen die übergeordnete Stellung des Mannes ankämpft oder ob sie sich resigniert in ihre zweitrangige Stellung schickt - in beiden Fällen mit ihren mannigfaltigen Spielarten bekommen sowohl Mädchen als auch Knaben den Eindruck, dass die Frau im Vergleich mit dem Mann im allgemeinen schlechter abschneide (vgl. a.a.O., S.119) und dass es daher erstrebenswert sei, männliche Privilegien zu erlangen:

"Denn meist ist es der Mann, der Vater, der dem Kind als Symbol der Macht entgegentritt. Er erregt mit seinem rätselhaften Kommen und Gehen viel mehr das Interesse des Kindes als die Mutter. Sehr bald merkt es die überragende Rolle, die der Vater innehat, der den Ton angibt, Anordnungen trifft, alles leitet; es sieht, wie sich alle seinen Befehlen unterwerfen und wie sich die Mutter stets auf ihn beruft. In jeder Hinsicht erscheint der Mann dem Kind als der Starke und Mächtige" (a.a.O., S.116 f).

Adler berichtet in diesem Zusammenhang von Kindern, denen jede Äusserung ihres Vaters als heilig und unanfechtbar erscheint (vgl. a.a.O., S.117). Dasselbe Bild erhält Rühle-Gerstel bei der Auswertung einer Befragung in deutschen Erwachsenen-Bildungsanstalten in den Zwanzigerjahren. Da erzählen Frauen, dass in ihrer Kindheit der Vater immer das entscheidende Wort gehabt habe, rechthaberisch gewesen sei, mehr zu sagen hatte als die Mutter - auch wenn diese wie er einem Broterwerb nachging - dass immer das geschehen sei, was der Vater wollte, auch wenn die

Mutter nach Ansicht der Tochter meist im Recht war. Die Autorin betont die tiefgreifende Wirkung solcher Eindrücke auf die Psyche des Kindes (vgl. Rühle-Gerstel 1972, S.48f).

Eine gefühlsmässige Rangordnung, wonach der Mann oben, die Frau aber unten eingestuft wird, konstatiert Marianne Grabrucker noch in den Achzigerjahren des 20. Jahrhunderts bei ihrer kleinen Tochter. Diese bringt - trotz ernsthaften Bemühens der Eltern, ihr die Gleichwertigkeit der Geschlechter zu vermitteln - wiederholt zum Ausdruck, dass der Vater grösser sei als die Mutter (was in Zentimetern gemessen nicht zutrifft!) oder dass Buben grundsätzlich grösser seien als Mädchen (vgl. Grabrucker 1985, S.105, 118, 122, 132, 141).

Oft wird der Eindruck eines allwissenden und allmächtigen Vaters durch die Mutter noch verstärkt, indem sie den Kindern die väterliche Autorität als natürliche und unänderliche Gegebenheit darstellt (vgl. Adler 1930a/1976, S.91 f).

So erinnert sich zum Beispiel Simone de Beauvoir in ihren Memoiren an die klare Überlegenheit und Dominanz des Vaters in ihrer Familie. Prägende Erlebnisse für die kleine Simone waren aus individualpsychologischer Sicht das tägliche Zusammenspiel der überragenden Position des Vaters mit der Tatsache, dass die Mutter die Vorherrschaft ihres Mannes "aus vollem Herzen" anerkannte (vgl. de Beauvoir 1960, S.36; siehe auch oben, Kapitel 2.3.1).

Diese Konstellation innerhalb der Elternehe führte - obwohl de Beauvoir von ihrer Mutter das Bild einer insgesamt eher starken Persönlichkeit zeichnet - zu einem unrealistisch überhöhten Vaterbild des kleinen Mädchens:

"...ich staunte über seine Bildung, seinen Verstand, seine unfehlbare klare Vernunft" (a.a.O., S.36). Der Vater "...hob mich [auf geistigem Gebiet; d.V.] zu sich empor (...). Sank ich dann auf mein Normalmass zurück, so hielt ich mich an Mama..." (a.a.O., S.37). Während Simonens Vater für die geistigen Höhen zuständig war, überliess er

die körperlich-seelische Erziehung seiner Frau. Obschon die Mutter durchaus eine wichtige Rolle spielte und es für die Tochter von grosser Bedeutung war, ihre Billigung und ihr Wohlwollen zu behalten, schreibt sie: "Das schmeichelhafteste Lob jedoch war für mich das, das ich von meinem Vater erhielt..." (a.a.O., S.39).

Auch wenn die 1981 geborene Anneli Grabrucker bei ihren Eltern eine grundlegend andere Einstellung zum Verhältnis zwischen den Geschlechtern antrifft als die 1908 geborene Simone de Beauvoir, empfindet Anneli im Alter von zwei Jahren anlässlich eines Ehestreites ihrer Eltern den Vater als grob, stark und siegreich, die Mutter dagegen, die dabei in Tränen ausbricht, als die Arme, Schwache, Unterlegene. Das Kind bringt diese Wahrnehmung zum Ausdruck, indem es die Partei der Mutter ergreift und sich auch durch deren Richtigstellung nicht von der Meinung abbringen lässt, dass die Mutter vom Vater ausgeschimpft worden sei. Bei der Reflektion dieses Vorfalles wird der Mutter klar, dass das bewusste Bestreben, dem Kind die Ebenbürtigkeit der Eltern zu vermitteln, zwar wichtig und notwendig ist, jedoch allein nicht ausreicht. Vielmehr wirkt das eigene Ohnmachtsgefühl, das die Autorin als Kind bei Streitigkeiten der Eltern empfunden hat, ihre Identifikation mit der weinenden Mutter und die daraus folgende gefühlsmässige Solidarisierung mit ihr gegen den - vermeintlich starken - tobenden Vater, heute noch auf die Beziehung Grabruckers zu ihrem Mann. Diesen emotionalen Ablauf nimmt ihre kleine Tochter in das Bild, das sie sich von der Beziehung zwischen den Geschlechtern formt, auf (vgl. Grabrucker 1985, S.102f). Der nachhaltige Eindruck, den der erwähnte Ehestreit und ähnliche Erlebnisse auf Anneli machen, zeigt sich in den folgenden Monaten durch mehrmalige Bemerkungen, dass Papis nicht weinen würden (vgl. a.a.O., S.113f, 118). Auch bringt die Kleine ihr Bild vom männlichen Geschlecht in genereller Weise zum Ausdruck, indem sie Buben grundsätzlich als gewalttätig und furchterregend charakterisiert: sie würden

hauen, an den Ohren ziehen und Sachen kaputt machen (vgl. a.a.O., S.151).

Die Untermauerung des kindlichen Bildes vom überragenden Vater durch die Mutter kommt insbesondere auch dann zustande, wenn die Mutter ihren Kindern den Vater als straffende Instanz vermittelt:

"Unglücklicherweise wird der Vater vielfach mit der Bestrafung der Kinder beauftragt. Es gibt viele Gründe, warum dies unglücklich ist. Vor allem beweist es die Überzeugung der Mutter, dass Frauen nicht wirklich fähig seien, ihre Kinder zu erziehen; dass sie wirklich schwache Geschöpfe seien, die eine starke Hand zur Hilfe bräuchten. Wenn die Mutter zu den Kindern sagt: 'Wartet nur, bis der Vater heimkommt!', erzieht sie sie zu der Meinung, Männer seien die höchsten Autoritäten und die wirklichen Mächte im Leben. Zweitens stört es die Beziehung der Kinder zu ihrem Vater und bewirkt, dass sie ihn fürchten, anstatt ihn als guten Freund zu betrachten" (Adler 1931/1979, S.112).

Eine derart ungünstige Verteilung der Positionen in der Familie bewirkt nach Adler, dass bei Knaben eine falsche Vorstellung von der männlichen Rolle, die sie später ausüben werden, entsteht. Mädchen dagegen entwickeln häufig Angst und Abwehr den Männern gegenüber, die sie in Anlehnung an das väterliche Vorbild insgesamt als Tyrannen betrachten (vgl. a.a.O., S.111). Manche Mädchen werden infolgedessen untauglich zur Ehe oder zur Kindererziehung. Auch sexuelle Perversionen können das Ergebnis der Angst vor einem strengen Vater sein (vgl. Adler 1925/1982a, S.88 f; siehe dazu ausführlich unten, Kapitel 5.4).

Aber auch in Familien, in denen die Mutter dominiert, bekommen sowohl Mädchen als auch Knaben irritierte Vorstellungen von ihrer zukünftigen Rolle als Frauen bzw. Männer und geraten in eine Abwehrstellung dem anderen Geschlecht gegenüber (vgl. ders. 1931/1979, S.111).

5.1.2 Bedeutung männlicher und weiblicher Tätigkeiten

Für das kleine Mädchen, das in unserer Kultur aufwächst, zeigt sich die Vorrangstellung des Vaters unter anderem darin, dass sein Beruf in der Familie und im weiteren sozialen Umfeld meist mehr Geltung besitzt als derjenige der Mutter.

Adler stellt einerseits klar, dass die Natur dem weiblichen Geschlecht in Bezug auf Bildungsfähigkeit und Tätigkeitsbereich keine Grenzen setzt, weist aber andererseits auch darauf hin, dass die zu seiner Zeit übliche Arbeitsteilung (ausserhäusliche Arbeit des Mannes und Erziehungs- sowie Hausarbeit der Frau) auf das Kind nicht notwendigerweise so wirken muss, dass es den Tätigkeitsbereich der Mutter geringerschätzt. Massgebend für das Bild, das sich Knaben und Mädchen von der Bedeutung männlicher und weiblicher Tätigkeiten formen, ist vielmehr das Ansehen, das diese in der Familie besitzen. Wie bereits erwähnt, bezeichnet Adler die Unterbewertung von Mutterrolle und Hausarbeit wiederholt als einen grundlegenden Fehler unserer Kultur (vgl. Kapitel 4.2).

An verschiedenen Stellen seines Werkes schildert der Autor den nachhaltigen Eindruck, den die niedrigere Einstufung der mütterlichen Arbeit auf Knaben wie Mädchen ausübt. So bekommt das Mädchen zu Adlers Zeit in den meisten Familien mit, dass seine Brüder auf häusliche Tätigkeiten herabschauen und eine Mitarbeit im Haushalt als unter ihrer Würde betrachten. Gleichzeitig erfährt es, dass die Mutter die ihr zugewiesene Hausarbeit als Plage empfindet, zu der sie als Frau verdammt ist. Die Konsequenz einer solch negativen Wertung der Hausfrauenrolle ist verständlicherweise, dass viele Mädchen eine Abneigung dagegen entwickeln (vgl. Adler 1931/1979, S.102f; ders. 1930a/1976, S.90).

Glücklicherweise trifft zwar Adlers Beobachtung, dass sowohl erwachsene Männer als auch kleine Jungen es für unter ihrer Würde halten, im Haushalt mitzuhelfen, für

unsere Zeit nicht mehr ganz ungebrochen zu. Dennoch könnte sich das folgende Beispiel, das Adler über einen kleinen Jungen berichtet, ohne weiteres auch heute abspielen: Ein Knabe, der sich neben der älteren Schwester unterlegen fühlt und wegen seiner starken Kurzsichtigkeit auch nicht als "richtiger Bub" zur Geltung kommen kann, ist ganz auf den Vater ausgerichtet und möchte bei ihm als "Mann" anerkannt werden. Sein Bestreben ist in diesem Falle besonders gut zu verstehen, denn der Vater überragt die ganze Familie an Geltung und Einfluss, führt ein strenges Regiment und schimpft häufig über die "Weibervirtschaft". Also muss der Sohn beweisen, dass er dem Vater ebenbürtig und dem "Weibervolk" überlegen ist - andernfalls wäre seine Identifikation mit dem Vater und Mann gefährdet. Auf die Frage Adlers, ob er nicht wie der Vater heiraten wolle, lehnt der Knabe diese Zumutung mit den Worten ab, "Frauen wären nichts wert und hätten nur für Putz Interesse" (vgl. Adler 1920/1974a, S.86 f).

Aus individualpsychologischer Sicht ist diese überhebliche Haltung des kleinen Knaben Ausdruck eines zutiefst unsicheren Selbstwertgefühls. Gleichzeitig wird es seiner älteren Schwester, die die dauernde Abwertung der Frau durch den Vater miterlebt, nicht möglich sein, ein positives Bild von ihrer zukünftigen Rolle als Frau aufzubauen.

Eine besonders verhängnisvolle Konsequenz der unbewussten Verarbeitung derartiger Kindheitseindrücke ist die Tatsache, dass das kleine Mädchen nicht nur den Beruf der Hausfrau ablehnt, sondern dass es mit der Unterbewertung der häuslichen Tätigkeit der Mutter gefühlsmäßig auch die Minderwertigkeit der Mutterrolle sowie die zweitrangige Stellung als Lebensgefährtin eines Mannes verbindet. In diesem Sinne schreibt Adler:

"Es ist überaus schwer, dem Kind klarzumachen, dass die Mutter, die die häuslichen Leistungen vollzieht, ein dem Mann gleichberechtigter Partner sei" (ders. 1927/1966, S.118).

Beim Mädchen entsteht als Folge dieser ungleichen Bewertung der männliche Protest gegen die untergeordnete Position der Frau überhaupt, der sich in einer grundsätzlichen Ablehnung der Mutterschaft oder der Liebesbeziehung mit einem Mann äussern kann (vgl. ders. 1931/1979, S.102f; ders. 1929a/1981, S.62).

In Anlehnung an Adler nennt Rühle-Gerstel als wichtigen Faktor in der Kindheitssituation mancher "Protestlerin", die sich prinzipiell gegen ihr Frausein wehrt (siehe oben, Kapitel 4.3), dass in ihrer Familie die Frau nicht viel gegolten habe. Dieses Erlebnis könne durch die stetigen Klagen der Mutter über die undankbaren Aufgaben des weiblichen Geschlechts verstärkt werden (vgl. Rühle-Gerstel 1972, S.111).

Eine ganz andere Familiensituation - die jedoch ähnliche Folgen nach sich ziehen kann - finden wir in unserer Zeit bei Mädchen, deren Mütter zuweilen eine Zugespitztheit auf patriarchalische Relikte zeigen, die auf ihre kleinen Töchter nicht ohne Einfluss bleiben wird. So könnte es zum Beispiel geschehen, dass die erhoffte Wirkung der täglichen Hinweise auf die Gleichwertigkeit der Geschlechter, die Anneli Grabrucker von ihrer Mutter erhält, nicht eintritt - dass das Kind also nicht auf eine Zukunft als gemeinschaftsfähige, ebenbürtige Partnerin eines Mannes mit Verständnis für dessen Schwächen vorbereitet wird, sondern dass es selbst entweder eine kämpferische Haltung gegenüber dem männlichen Geschlecht eintrainiert oder ins Gegenteil verfällt und sich betont weiblich entwickelt.

Aus diesem Blickwinkel erhalten die Wahrnehmungen Annelis während ihrer ersten drei Lebensjahre eine zusätzliche Bedeutung. Wenn die Kleine zum Beispiel in unzähligen konkreten Situationen "männliche" und "weibliche" Tätigkeiten registriert und wertet, kann dies - je nachdem, wie sie diese Erlebnisse unbewusst einordnet und verarbeitet - zu den hier sowie in Kapitel 4.3 genannten verschiedensten Reaktionen führen. So weiss Anneli mit zwei

Jahren, dass nur Buben Jäger, Baggerführer, Orchestermusiker oder Oberbürgermeister werden können (vgl. Grabrucker 1987, S.63, 86, 101, 107, 113), obwohl beide Eltern denselben akademischen Beruf haben (vgl. a.a.O., S.11, 19). Überhaupt ist der Begriff "Arbeit" für Anneli schon früh mit der Person des Vaters verbunden - die Hausarbeit der Mutter bezeichnet das Kind nicht als "Arbeit" (vgl. a.a.O., S.47). Diese Verknüpfung ist im folgenden Beispiel besonders deutlich zu erkennen: Auf die Erklärung der Mutter, sie werde später, wenn Anneli grösser sei, wieder im Büro arbeiten, meint die Zweijährige: "Dann gehst du arbeiten, und bist der Papi, und Klaus [der Vater; d.V.] bleibt bei mir" (a.a.O., S.95). Falls Annelis Mutter solche Äusserungen zum Anlass nimmt, den Kampf ihrer Tochter gegen die "überlegene Position" des Mannes zu fördern, statt das Kind in seinem Selbstwertgefühl als zukünftige Frau zu stärken, werden Irritationen in der seelischen Entwicklung des Kindes nicht ausbleiben.

5.1.3 Die Gleichwertigkeit der Eltern als Bedingung für eine gedeihliche Entwicklung der Kinder

Adler zieht aus seinen Analysen der kindlichen Familiensituation sowie der Elternehe nervöser Menschen den Schluss, dass die Fähigkeit zu einer glücklichen und harmonischen Liebesbeziehung beim Kind nur dann gelegt werden kann, wenn die Eltern selber zur Führung einer Ehe imstande sind, die den Kindern ein brauchbares Vorbild bietet.

Wie wir in den Kapiteln 5.1.1 und 5.1.2 gesehen haben, geben die tausendfältigen Situationen, in denen ein Kind die Ungleichwertigkeit und Gegensätzlichkeit seiner Eltern - oder aber deren Ebenbürtigkeit und Kooperation - miterlebt, Richtlinien für sein späteres Leben ab. So bildet es sich schon in den ersten Lebensjahren eine Stellungnahme zur Frage von Liebe und Ehe. Bereits beim

fünf- bis sechsjährigen Kind steht in den Grundzügen fest, wie es als Erwachsener an die Beziehung zum anderen Geschlecht herangehen wird (vgl. Adler 1927/1966, S.135; ders. 1926/1982a, S.101; ders. 1931/1979, S.211).

Eine schlechte Elternehe, die höhere Geltung des Vaters als Person und Berufsmann im Vergleich zur Mutter, sein strenger und grober Umgang mit Frau und Kindern, das Erlebnis, dass der Vater die wesentlichen Entscheidungen trifft und dass die Mutter sich nicht nur seiner Vorherrschaft unterzieht, sondern ihren Kindern zudem die Rechtmässigkeit männlicher Privilegien vermittelt - dies alles kann bei den Töchtern bewirken, dass sie sich in ihrem späteren Leben gefühlsmässig nicht auf eine echte Beziehung zum Mann einlassen können. Eine ähnliche Wirkung zeitigt auch die scheinbar fortschrittliche Einstellung einer Mutter, die eine kämpferische und misstrauische Haltung ihrem Mann gegenüber zum Ausdruck bringt.

Nach Adler ist die Grundlage für eine gesunde Einstellung des Kindes zum anderen Geschlecht, dass weder Vater noch Mutter die Vorherrschaft in der Familie ausüben, sondern dass beide als gleichwertige Partner in gegenseitiger Achtung zusammenwirken. Insbesondere sollten die Eltern sich in allen Erziehungsfragen einig sein (vgl. Adler 1931/1979, S.111, 116f).

In unserer Kultur, die vom überragenden männlichen Prinzip geprägt ist, hält Adler es für notwendig, dass die jungen Paare sich schon vor der Ehe mit dieser Problematik auseinandersetzen, ihre Rollen innerhalb der Familie überdenken und sie aktiv auf dem Boden der Gleichwertigkeit gestalten:

"Wer unseren Standpunkt teilt, für den ist der Herr der Familie gewesen" (ders. 1925/1982a, S.88).

Insbesondere der Mann muss demgemäss wissen, dass die Stellung seines Geschlechts in unserer Kultur zu Unrecht privilegiert ist und "...dass seine Frau auf keinem niedrigeren Niveau als er selbst steht..." (ders. 1931/1979,

S.112). Statt seine Frau zu entthronen, sollte er mit ihr zusammenarbeiten und sich ihr, den Kindern und allen andern Menschen gegenüber als guter Kamerad zeigen (vgl. a.a.O., S.111f; ders. 1927/1966, S.118 f). Adler erläutert in diesem Zusammenhang, warum er einer klaren Stellungnahme des Vaters zur Frage der Gleichwertigkeit aller Menschen so zentrale Bedeutung für die Kindererziehung beimisst:

"Der Einfluss des Vaters auf seine Kinder ist so gross, dass manche ihr ganzes Leben lang auf ihn wie auf ein Vorbild oder aber wie auf ihren schlimmsten Feind blicken" (a.a.O., S.112).

Falls ein Mann durch sein Berufsleben und seine Ausbildung mehr Gelegenheit hat als seine Frau, sich in der Welt umzusehen, darf er nach Adler diesen Vorsprung nicht in der Weise nutzen, dass er sich als der Überlegene fühlt. Vielmehr sollte er Frau und Kinder mit derselben Achtung und demselben Wohlwollen beraten, die er einem Freund gegenüber aufbringen würde (vgl. a.a.O., S.115f).

Adlers Individualpsychologie weist, wie wir hier gesehen haben, der Elternehe grundlegende Bedeutung für die Vorbereitung der Kinder auf die Beziehung zum anderen Geschlecht zu. Damit wird die Art und Weise, wie ein Elternpaar seinen Kindern die Rollen der Geschlechter vorlebt, zu einer verantwortungsvollen Erzieheraufgabe:

"Wir sind immer besser vorbereitet, wenn die Ehe unserer Eltern harmonisch war. Kinder gewinnen ihren ersten Eindruck von dem, was Ehe ist, aus der Ehe ihrer Eltern. Es ist nicht verwunderlich, dass die meisten Versager im Leben aus zerbrochenen oder unglücklichen Ehen kommen. Wenn die Eltern selbst nicht fähig sind, eine gute Gemeinschaft zu bilden, können sie unmöglich ihre Kinder zum Zusammenwirken in der Ehe erziehen" (a.a.O., S.213).

Ausser dem Beziehungsnetz zwischen dem Kind und seinen Eltern sind für die Persönlichkeitsentwicklung in den ersten Lebensjahren weitere innerfamiliäre Faktoren von Bedeutung. Die Individualpsychologie Alfred Adlers misst dabei dem Platz eines Kindes in der Familienkonstellation - seiner Geschwisterposition - eine zentrale Rolle bei. Der Blickwinkel, aus dem ein Kind die Welt betrachtet und dem entsprechend es sich selbst in diese einordnet, ist völlig verschieden, je nachdem ob es eines unter vielen Geschwistern oder ob es Einzelkind ist. Auch ist die Lage des erstgeborenen Kindes, das zunächst als Einziges aufwächst, ganz anders als die des zweitgeborenen, welches immer ein überlegenes Geschwister vor sich sieht und meist bestrebt ist, dessen Vorsprung einzuholen. Wieder eine grundsätzlich andere Situation erlebt das jüngste Kind: Es ist stets das kleinste und schwächste Glied der Familie (vgl. Adler 1930a/1976, S.74; ders. 1927/1966, S.138).

Auf dem kulturellen Hintergrund unserer Gesellschaft spielt ausser dem Platz in der Geschwisterreihe auch das Geschlecht der Geschwister eine wichtige Rolle. Ob zum Beispiel ein Mädchen neben Brüdern oder neben Schwestern aufwächst, ist von erheblicher Relevanz für seine Charakterentwicklung. Geschlecht und Geschwisterposition eines Kindes müssen daher als zwei eng ineinander verwobene Faktoren betrachtet werden (vgl. Rühle-Gerstel 1972, S.40).

Welchen Einfluss nach den Beobachtungen Adlers die innerfamiliäre Situation eines Kindes auf seine psychische Entwicklung hat, kommt im folgenden Zitat deutlich zum Ausdruck:

"Die Individualpsychologie hat ein umfangreiches Forschungsgebiet eröffnet, indem sie nach den Vor- und Nachteilen des Platzes eines Kindes in der Geschwisterreihe fragte. Um eine derartige Überlegung zu vereinfachen, wollen wir voraussetzen, dass die

Eltern gut zusammenarbeiten und in der Kindererziehung ihr Bestes geben. Dennoch macht die Stellung jedes Kindes in der Familie einen grossen Unterschied, und jedes Kind wächst in einer ganz neuen Lage auf. Wieder müssen wir betonen, dass die Lage zweier Kinder in derselben Familie nie die gleiche ist, und jedes Kind zeigt in seinem persönlichen Lebensstil die Ergebnisse seiner Versuche, sich an seine eigenen, besonderen Umstände anzupassen" (ders. 1931/1979, S.118).

Durch zahlreiche Beobachtungen ist Adler zum Ergebnis gelangt, dass die auffälligen Differenzen in den Charakteren von Kindern derselben Familie nicht auf eine unterschiedliche Erbanlage zurückgeführt werden können, sondern "... dass sich in der Lebensform jedes Kindes der Abdruck seiner Stellung in der Geschwisterreihe zeigt" (ders. 1933/1973a, S.140; vgl. auch ders. 1927/1966, S.144; ders. 1931/1979, S.117). So können zwischen Kindern aus verschiedenen Familien, aber mit derselben Geschwisterposition, oft erstaunliche Ähnlichkeiten von Charaktertendenzen festgestellt werden, was nach Auffassung des Autors der Hereditätslehre widerspricht (vgl. ders. 1930a/1976, S.75).

Adler beschreibt die Charakterrichtungen, die sich aus den verschiedenen Geschwisterpositionen heraus entwickeln können, wiederholt ausführlich und veranschaulicht sie durch Fallbeispiele. Dem Thema meiner Arbeit entsprechend werde ich meine Ausführungen vorwiegend auf spezifische Familiensituationen von Mädchen ausrichten.

Die Situation des ältesten Kindes zum Beispiel beschreibt Adler in den Grundzügen so: Zunächst steht es als einziges, meist überbehütetes Kind im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Da viele Eltern es unterlassen, ihr Ältestes mit andern Kindern anzufreunden und es auf die Ankunft eines Geschwisters vorzubereiten, erlebt es dessen Geburt als einschneidende Veränderung seiner Situation, als Entthronung. Um sich nicht ganz im Abseits zu fühlen, versucht es sich in der Regel in irgendeiner Weise zu behaupten und verteidigt seinen Platz als der Grössere, Stärkere,

Klügere - kurz, als der Überlegene (vgl. Adler 1933/1973a, S.140f; ders. 1927/1966, S.141f; ders. 1930a/1976, S.76f; ders. 1931/1979, S.118f).

Diese Gefühlsproblematik gilt unabhängig davon, ob das älteste Kind ein Junge oder ein Mädchen ist. Nun ist es jedoch für viele Eltern ein prinzipieller Unterschied, ob ihr Ältestes ein Knabe oder ein Mädchen ist. So berichtet Rühle-Gerstel, dass zu ihrer Zeit ein erstgeborenes Mädchen oft eine eher schlechte Stellung einnahm, weil die Eltern enttäuscht waren über das Ausbleiben des erhofften "Stammhalters" (vgl. Rühle-Gerstel 1972, S.40, 44f). Für die älteste Tochter kann es unter diesen Voraussetzungen besonders schwierig sein, gegenüber einem nur wenig jüngeren Bruder ihren Platz als die Überlegene zu wahren, was nicht ohne Konsequenzen für ihr Gefühlsleben bleibt. Adler konstatiert, dass die Geburt eines Sohnes im allgemeinen mehr Freude hervorruft als die Ankunft einer Tochter, und er gibt Eltern und Erziehern zu bedenken, dass die Reaktion: "Nur ein Mädchen!" bei diesem zu einem Minderwertigkeitskomplex mit daran anknüpfendem männlichem Protest führen kann (vgl. Adler 1930a/1976, S.90; ders. 1933/1973a, S.51).

Sehr ausgeprägt zeigt sich gemäss den Beobachtungen des Autors die Protestreaktion auch bei drittgeborenen Töchtern nach zwei vorhergehenden, da jene häufig bei den Eltern eine besonders deutliche Enttäuschung über das Ausbleiben eines Sohnes erleben (vgl. a.a.O., S.146).

Solche unterschiedliche Einstellungen zur Geburt eines Knaben bzw. eines Mädchens sind auch in der heutigen Zeit nicht verschwunden. So zitiert Marianne Grabrucker die Gratulation ihres als progressiv geltenden Kinderarztes gegenüber einer Freundin - die nach einem Mädchen einen Knaben geboren hat: "Ist das jetzt nicht ein besonders schönes Gefühl, als Frau einem Mann das Leben geschenkt zu haben?" (Grabrucker 1985, S.29).

Das Gefühl der Kinder, dass Mädchen weniger gelten als Jungen, kann die Rivalität unter Geschwistern erheblich

verschärfen. Da vom individualpsychologischen Standpunkt aus die Förderung des Gemeinschaftsgefühls der Kinder ein zentrales Erziehungsziel sein muss, ist jede Ungleichheit unter Geschwistern schädlich für die Entwicklung aller Kinder einer Familie:

"Wenn Kinder nicht das Gefühl haben, dass sie einander gleichberechtigt sind, wird es um das Gemeinschaftsgefühl der Menschheit immer schlecht bestellt sein. Wenn sich Jungen und Mädchen nicht gleichberechtigt fühlen, werden die Beziehungen der Geschlechter zueinander weiterhin schwierig und voller Auseinandersetzungen sein" (Adler 1931/1979, S.117; vgl. auch ders. 1933/1973a, S.139).

Ein Mädchen, das neben Jungen aufwächst, muss demnach - zusätzlich zu den Schwierigkeiten, die sich aus seiner Position als ältestes, mittleres oder jüngstes Kind ergeben - zumeist auch mit der Tatsache fertigwerden, dass die Brüder auf es herabschauen. Häufig lösen Mädchen dieses Problem, indem sie ihre Ebenbürtigkeit auf übertriebene Art beweisen wollen - "...ein als Vorbereitung auf ihr späteres Leben nicht gerade günstiges Bemühen..." (ders. 1930a/1976, S.78).

Etwas mehr Geltung in der Familie hat das Mädchen meist dann, wenn es das Nesthäkchen oder das einzige Kind ist oder wenn es als einziges unter mehreren Brüdern aufwächst (vgl. Rühle-Gerstel 1972, S.41). Allerdings weist Adler darauf hin, dass auch in diesem letzteren Falle das Mädchen in der Regel einen starken männlichen Protest entwickelt, indem es sich neben seinen Brüdern dadurch zu behaupten versucht, dass es extreme weibliche oder männliche Eigenschaften einübt (vgl. Adler 1931/1979, S.126; ders. 1933/1973a, S.146f).

Eine besonders schwierige Familienkonstellation liegt nach Adlers Erfahrungen dann vor, wenn auf einen ältesten Sohn in relativ geringem Abstand ein Mädchen folgt. Der Knabe wird in den ersten Lebensjahren häufig als der Einzige, als Prinz verwöhnt, hat aber gleichzeitig als Stammhalter auch die Last grosser Erwartungen zu tragen.

Demgemäss muss er sich nach der Geburt einer Schwester nicht nur in seiner Vorrangstellung als Ältester behaupten, "...sondern auch in dem üblen Vorzug der männlichen Rolle(...), während das Mädchen oft durch die heute noch bestehende kulturelle Bedrängung in einem schweren Minderwertigkeitsgefühl stark nachstösst, und dabei ein stärkeres Training an den Tag legt, das ihr oft deutliche Züge grosser Energie verleiht" (Adler 1933/1973a, S.142). Die jüngere Schwester, die sich als Zweitgeborene "immer wie unter Volldampf" (a.a.O., S.143) an die Fersen des Bruders heftet, entwickelt sich dadurch unter Umständen sowohl in körperlicher als auch in geistiger Hinsicht auffällig rasch und weist gleichzeitig meist einen ausgeprägten männlichen Protest auf. In dieser Lage sieht der ältere Bruder seinen Vorsprung gefährdet und gibt in vielen Familien den Kampf auf:

"Es handelt sich um die tragische Rolle eines älteren Jungen, der eine jüngere Schwester hat. Ohne dass die Tatsache ausdrücklich erwähnt würde, lassen Beschreibungen von verwirrten, völlig entmutigten Jungen häufig erkennen, dass die Schwierigkeiten mit einer jüngeren, gescheiterten Schwester zu tun hatten" (ders. 1930a/1976, S.76f; vgl. ders. 1931/1979, 122f).

Adler betrachtet den scharfen Konkurrenzkampf, der oft unter Geschwistern herrscht, als Auswirkung eines der folgenschwersten Irrtümer unserer Kultur: Danach sind die meisten Menschen davon überzeugt, sich gegenüber anderen Vorteile erringen zu müssen, indem sie sich über sie erheben (vgl. ders. 1927/1966, S.144). Der Autor weist die Erzieher auf die Möglichkeit hin, eine allzu starke Rivalität unter ihren Kindern vermeiden zu helfen:

"Schlimme Folgen können nur in einer Familie vermieden werden, die aus gleichberechtigten, zur Zusammenarbeit bereiten Mitgliedern eine Einheit bildet, wo Wettstreit keinen Sinn hat und kein Kind auf den Gedanken kommt, es könnte Feinde haben und müsse seine Zeit mit Kämpfen verbringen" (ders. 1931/1979, S.123).

"Unsere gesellschaftlichen Formen sind dem männlichen Geschlecht um vieles günstiger. Dieser Umstand wird von den Mädchen ziemlich früh erfasst, und das Gefühl der Zurücksetzung ist unter ihnen ziemlich allgemein verbreitet" (Adler 1914/1973b, S.228).

Die Ungleichwertigkeit, welche Knaben und Mädchen von klein auf erleben, äussert sich nicht nur in der Enttäuschung mancher Eltern über die Geburt einer Tochter. Vielmehr fliesst die höhere Bewertung des männlichen Geschlechts bis heute in die verschiedensten Lebensbereiche ein, oft ohne bewusste Absicht der Erzieher.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts ist die ungleiche Behandlung von Knaben und Mädchen noch offensichtlich erkennbar. So berichtet Rühle-Gerstel anhand der bereits erwähnten Umfrage aus den Zwanzigerjahren (vgl. Kapitel 5.1.1), viele der befragten Frauen - deren Kindheit mehrheitlich in die Zeit um 1900 fällt - hätten sich als Kinder den Jungen gegenüber benachteiligt gefühlt (vgl. Rühle-Gerstel 1972, S.54f,416). Als Begründungen werden angeführt: die grössere Ungebundenheit und Freiheit der Knaben (diese durften z.B. unbeaufsichtigt im Freien spielen, wogegen die Mädchen sich zuhause beschäftigen sollten), die Benachteiligung der Mädchen in der Ausbildung, die geringere Freizeit infolge der vielfältigen häuslichen Pflichten, denen Knaben in der Regel nicht unterworfen waren.

Aus den Ergebnissen der Umfrage wird das Gefühl des Zurückgesetztheits häufig sehr deutlich:

"Ich dachte immer, die Jungs haben's doch besser, sie dürfen viel mehr spielen und brauchen der Mutter nichts zu helfen. Die Jungs bekommen immer mehr Willen als die Mädels." - 'Fühlte mich den Brüdern gegenüber benachteiligt, weil die älteren mich zwangen, ihre Schuhe zu putzen, und die kleineren ihre Schulsachen herumwerfen konnten, und wir Mädels mussten sie aufräumen'" (a.a.O., S.55).

Ja, einige der Mädchen gaben als Beispiel für ihre Benachteiligung gar an, dass die Brüder mehr zu essen bekommen hätten (vgl. a.a.O., S.24).

Adler fasst solche Kindheitserfahrungen mit folgenden Worten zusammen:

"Die Tochter verspürt sehr früh den Stachel der Minderwertigkeit, während der Sohn mit Erwartungen belastet wird. Mädchen werden in ihrer Entwicklung eingeschränkt" (Adler 1930a/1976, S.90).

Obwohl sich das Mädchen wegen seines Geschlechts zuweilen stärker zurückgesetzt fühlt, als dies der Realität entspricht (vgl. Kapitel 4.3), hält Adler dennoch Minderwertigkeitskomplexe bei den Mädchen für unvermeidlich, wenn ihnen die Knaben vorgezogen werden (vgl. ders. 1931/1979, S.117).

5.3.1 Geschlechtsspezifischer Umgang in den ersten Lebensjahren

In unserer Zeit ist eine derart krasse ungleiche Behandlung von Buben und Mädchen, wie sie Rühle-Gerstel beschreibt, kaum mehr vorstellbar - zumindest nicht in den Industriestaaten Mittel- und Nordeuropas. Bei differenzierter Betrachtung kommen allerdings auch in der heutigen Erziehung erhebliche geschlechtsspezifische Unterschiede zum Vorschein. Dabei ist zu beachten, dass die Erziehung zum Mädchen oder zum Knaben schon vor der ersten Puppe oder dem ersten Spielzeugauto beginnt. Da aus der Zeit um 1900 noch keine empirischen Studien zum geschlechtsspezifischen Umgang in den ersten Lebensmonaten und -jahren existieren, stütze ich mich hier vor allem auf die Arbeiten von Marianne Grabrucker und Ursula Scheu aus neuester Zeit. Ich setze voraus, dass ihre Forschungsergebnisse für die Mädchenerziehung zu Beginn unseres Jahrhunderts verstärkt gelten, war doch der Unterschied in der Behandlung der Geschlechter damals in allen

Lebensbereichen stärker als heute. Es ist daher nicht anzunehmen, dass ausgerechnet in den ersten Lebensjahren der Kinder weniger Unterschiede gemacht wurden.

Grabrucker hat im Laufe der ersten drei Lebensjahre ihrer Tochter (1981 - 1984) allmählich feststellen können, dass ein Kind seine Geschlechtszugehörigkeit bereits vom Zeitpunkt der Geburt an durch mannigfaltige Eindrücke täglich zu spüren bekommt. Die unterschiedliche Behandlung beginnt oft mit den betonteren Gratulationen zur Geburt eines Sohnes (vgl. vorne, Kapitel 5.2) und wird zum Teil bewusst, zum grossen Teil aber "unbewusst, ungewollt und ohne weiteres Nachdenken oder Erfassen der Situation" (Grabrucker 1985, S.16) fortgeführt. So setzen nach Grabrucker Eltern und Umwelt "...ein Steinchen aufs andere (...), um daraus [aus dem Mädchen, d.V.] wieder eine Frau patriarchalischer Prägung zu formen" (a.a.O., S.16).

Zum selben Schluss kommt Scheu, die eine grosse Anzahl von Forschungsergebnissen zur frühkindlichen Geschlechtererziehung gesammelt hat. Dabei hat sie festgestellt, dass viele Erziehungspersonen mit kleinen Mädchen vom ersten Tag ihres Lebens an anders umgehen als mit kleinen Knaben, so dass je nach Geschlecht die einen Fähigkeiten, Interessen und Eigenschaften gefördert, andere aber gebremst werden (vgl. Scheu 1977, S.16). Sogar schon vor der Geburt hätten Eltern und Geburtshelfer Vorurteile: einem heftig strampelnden Embryo werde z.B. zugeschrieben, dies könne nur ein Junge werden (vgl. a.a.O., S.8, 49).

Für die ersten Lebenswochen des Neugeborenen berichtet Scheu, dass Jungen häufiger und länger auf den Arm genommen werden als Mädchen, also mehr taktile Stimulation bekommen, was in dieser Periode besonders wichtig ist für die Entwicklung des Säuglings (vgl. a.a.O., S.51 ff). Gleichzeitig werden Mädchen eher in ihrer Bewegungsfähigkeit eingeschränkt, damit sie nicht "zu wild" werden: oft wirken sie schon in den ersten Wochen passiver und ruhiger als gleichaltrige Knaben (vgl. a.a.O., S.53).

Mädchen werden nach Scheu seltener gestillt und durchschnittlich früher entwöhnt als Knaben; auch lernen sie meist wesentlich früher, selbständig zu essen (vgl. a.a.O., S.54 ff).

Grabruicker bestätigt diese Resultate auch für die Achzigerjahre unseres Jahrhunderts: In ihrem persönlichen Umfeld wurden Mädchen meist weniger lange gestillt als Knaben (vgl. 1985, S.26 f).

Mit drei Monaten zeigen sich nach Scheu bereits die ersten Konsequenzen des unterschiedlichen Umganges: Mädchen verbringen durchschnittlich mehr Zeit mit Schlafen, während Knaben oft mehr Kontakt zur Mutter haben, mehr aktive Förderung erhalten sowie mehr Gelegenheit, Umwelteindrücke aufzunehmen, also zu lernen (vgl. Scheu 1977, S.61 ff).

Besonderes Gewicht werde bei kleinen Mädchen auf die Sauberkeitserziehung gelegt. Sie würden meist mit 18 Monaten ans "Topfgehen" gewöhnt, während Knaben erst zwischen zwei und vier Jahren "sauber" seien. Bei der Erziehung zur Sauberkeit gehe es jedoch um mehr als ums "Topfgehen": Mädchen müssten von klein auf lernen, sich selbst und ihre Umgebung sauber zu halten - sie sollen ja später Hausfrauen werden... Kössler ist der Meinung, dass es dabei auch um die sexuelle Sauberkeit geht: Das Mädchen müsse seinen Körper "sauberhalten" und beherrschen lernen (vgl. Kössler 1979, S.34). Buben dagegen dürften, jetzt und später als Männer, auch einmal "Schmutzfinken" sein (vgl. Grabruicker 1985, S.89, 96; Scheu 1977, S.63f). Die Tendenz, Mädchen frühzeitig auf ihre spätere Hausfrauenrolle vorzubereiten, ist im weiteren daran erkennbar, dass vom kleinen Mädchen durchschnittlich früher als vom Jungen selbständiges Essen und Ankleiden verlangt wird (vgl. a.a.O., S.64).

Die grössere Einschränkung der Bewegungsfreiheit des Mädchens, die schon beim Baby beginnt, führen die Erziehungspersonen auch später weiter. Obwohl viele Mädchen heute von klein auf Hosen tragen, gibt es immer noch

Mütter, die ihre Töchterchen mit Röckchen, Haarmaschen und weissen Strumpfhosen auf den Spielplatz mitnehmen, wo sie sich dann nicht frei bewegen dürfen, weil sie dabei schmutzig werden könnten (vgl. Grabrucker 1985, S.111). Mädchen werden überhaupt eher dazu angehalten, in der Nähe der Mutter zu bleiben. Ihre Autonomiebestrebungen werden schneller unterbunden als die der gleichaltrigen Buben (vgl. dazu eine Untersuchung von 13 Monate alten Knaben und Mädchen, mitgeteilt von Scheu 1977, S.67 f; siehe auch Kössler 1979, S.34).

Grabrucker hat in ihrem Bekanntenkreis beobachtet, dass sie und andere Erwachsene mit kleinen Mädchen einen anderen Umgang und eine andere Sprechweise pflegen würden als mit Buben. Mädchen würden zärtlich, schmusend, lieb und einschmeichelnd behandelt, mit Knaben spreche man häufiger knapp und präzise und gehe robust und auffordernd mit ihnen um. Sogar die Tonlage sei gegenüber Mädchen oft höher und sanfter; noch als Zwei- bis Dreijährige würden sie in Babysprache angesprochen, mit Kosenamen überschüttet, gehätschelt und auf den Schoss genommen. Knaben im selben Alter würden demgegenüber frei am Boden spielen, und sie würden in kräftigem, sachlichem Ton angesprochen werden (vgl. Grabrucker 1985, S.39, 68, 125 f, 127, 146). Mädchen bekommen nach Grabrucker öfter einen herablassenden Ton von Männerseite zu hören. Dagegen bewundern viele Frauen einen Jungen als "kleinen Mann", und Männer führen ihn häufiger in "männliche Tätigkeiten" ein als ein Mädchen (vgl. a.a.O., S. 51, 63, 89, 125 f, 127, 143, 146). Bei der Lektüre dieser Beobachtungen Grabruckers muss sich der Leser bewusst sein, dass die geschilderten Tendenzen im Umgang mit Mädchen und Knaben nicht verallgemeinert werden dürfen. Je nach Familie werden kleine Jungen genauso gehätschelt und gekost, wie dies in Grabruckers Umfeld offenbar eher bei Mädchen vorkommt; in anderen Familien werden Mädchen, wie wir gesehen haben, wie Jungen aufgezogen (vgl. Kapitel 5.4). Deutlich wird anhand der Beobachtungen von Scheu und Grabrucker jedoch,

dass die althergebrachten Vorstellungen von geschlechtsspezifischen Charaktereigenschaften, Fähigkeiten und Gefühlsregungen sowie die traditionellen Ziele der Knaben- und Mädchenerziehung mehr oder weniger bewusst in die Kindererziehung einfließen (vgl. oben, Kapitel 2.2, 2.3 und 4.2).

5.3.2 Mädchenspiele als Erziehungsmittel

Besonders ausgeprägt zeigt sich die Annahme angeborener geschlechtsspezifischer Charaktereigenschaften bei der Auswahl unterschiedlicher Spielsachen für Knaben und Mädchen.

Schon im Säuglingsalter werden über den Betten kleiner Jungen Mobiles mit Flugzeugen, Autos und Pferden aufgehängt, während weibliche Babys Blumen, Engel, Schneeflocken und kleine Puppen zu sehen bekommen (vgl. Scheu 1977, S.64 f).

Die Puppen waren um 1900 das wichtigste erzieherische Spielzeug für Mädchen. Ihre Funktion war einerseits die Förderung "mütterlicher Gefühle" von klein auf, andererseits aber auch die Einführung in das ganze Tätigkeitsfeld der Hausfrau: Die Mädchen versuchten ihre ersten Kochkünste auf dem Puppenherd und nähten Puppenkleider. Zudem übten sie im Spiel mit den Puppen die ersten Regeln der gesellschaftlichen Etikette ein: Sie lernten die passenden Garderoben und Frisuren für verschiedene Anlässe kennen und imitierten die Konversation aus den Salons ihrer Mütter (vgl. Blosser/Gerster 1985, S.140 f; Kössler 1979, S.56 f, 66 f).

Grabrucker und Scheu weisen darauf hin, dass auch heute die meisten Mädchen von klein auf mit Puppen versorgt und angeleitet werden, wie sie diese pflegen sollen (vgl. Grabrucker 1985, S.91, 100, 109, 112; Scheu 1977, S.65, 75 ff). "So entsteht schon bei kleinen Mädchen von knapp 10, 11 Monaten z.B. der konditionierte 'Puppenwiege-Reflex'" (a.a.O., S.75), und im zweiten Lebensjahr sind

sie bereits perfekte Puppenmütter, die über alle "Mutterqualifikationen" verfügen (vgl. a.a.O., S.77). Gleichzeitig lernen auch moderne Mädchen spielerisch die Fertigkeiten einer Hausfrau (vgl. Grabrucker 1985, S.52).

Das "Damespielen" besteht für die Mädchen von heute vor allem darin, dass sie hübsche Kleider anziehen und sich schminken. Bei Grabrucker finden wir viele Beispiele dafür, dass die Erzieher bei kleinen Mädchen vermehrt auf "hübsches Aussehen" achten - Buben dagegen dürfen auch "hässlich sein" (vgl. a.a.O., S. 45, 49, 50, 64, 73 f, 91 f, 110 f).

Dass Mädchen weniger mit Autos und Kriegsspielzeug spielen als Buben, ist ihrer geistigen Entwicklung sicher nicht abträglich. Hingegen muss es uns nachdenklich stimmen, wenn wir erfahren, dass Knaben vielfach Spielsachen erhalten, die komplizierter und anspruchsvoller sind; so zum Beispiel technische Spiele, Bauanleitungen für Modellflugzeuge, schwierigere und umfangreichere Baukästen (vgl. Scheu 1977, S.91 ff; Grabrucker 1985, S.93, 105, 112). Grabrucker machte immer wieder die Erfahrung, dass das Interesse ihrer kleinen Tochter für das Reparieren von Autos oder Möbeln (vgl. a.a.O., S.96ff, 124), ihr Wunsch, mit Schraubenzieher und Werkzeugkasten zu spielen (vgl. a.a.O., S.93, 125), ihre Begeisterung für Modelleisenbahn-Anlagen (vgl. a.a.O., S.118 f, 123 ff) durch die Mutter selbst sowie durch andere Menschen ihres Umfeldes übergangen oder sogar aktiv abgelehnt wurden. Schon Rühle-Gerstel schreibt, es sei keine naturbedingte Gegebenheit, dass Mädchen lieber mit Puppen und Jungen lieber mit Baukästen spielen:

"Wo viele Geschwister zusammen sind, spielt alles mit allem. Aber die Kinder werden frühzeitig angeleitet, sich auch im Spiel geschlechtlich zu orientieren, man gibt ihnen die 'passenden' Spielsachen und nimmt ihnen die angeblich nicht passenden fort. Soldaten, Indianer, Fussbälle, Fahrräder, Baukästen, technische Bücher für die Jungen ... Puppen, Kochtöpfchen, Ausnähspele, Geduldssproben, Backfischromane für die Mädchen" (Rühle-Gerstel 1972, S.47).

Gemäss den Beobachtungen Grabruckers reagieren Mütter ausserdem rascher ängstlich, wenn ein Mädchen mit Handwerkszeug hantiert, als wenn es sich um einen gleichaltrigen Knaben handelt (Grabruker 1985, S.61). Ebenso werden die Kinder im Bereich von Turnen und Sport unterschiedlich behandelt: Mädchen sollen tanzen, seilspringen, mit dem Ball spielen - sie sollen graziös und anmutig sein. "Jungen hingegen werden in Sportspielen gefördert, die 'harten körperlichen Einsatz und grosse Kraftanstrengungen' verlangen" (Scheu 1977, S.89; vgl. auch S.88-91, sowie Grabruker 1985, S.61, 64 f, 75, 143 f). Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass Mädchenspiele in mancherlei Beziehung einschränkend wirken: Nur ein Teilbereich menschlicher Fähigkeiten wird beim Mädchen trainiert. Aber auch die Jungen lernen im Spiel nicht alle Möglichkeiten zu entwickeln. Das mitmenschliche Interesse, welches sich kleine Mädchen über das Mutter-Kind-Spiel aneignen, ist beim Buben aufgrund der geschlechtsspezifischen Erziehung häufig mangelhaft entwickelt. Auch kann die stete Anforderung an die Jungen, stark, tapfer und unempfindlich zu sein, zu einer Verkümmernung ihres Gefühlslebens führen.

5.3.3 Unterschiedliche geistige Förderung

Ein wichtiger Aspekt des Zurückgesetztseins, der viele Mädchen verständlicherweise zum männlichen Protest treibt, ist die noch heute weitverbreitete irriige Meinung, Mädchen seien weniger begabt für anspruchsvolle Berufe als Knaben, sie hätten weniger intellektuelle, insbesondere mathematische Fähigkeiten.

Obwohl sich im Bereich der schulischen Ausbildung seit Beginn unseres Jahrhunderts für die Mädchen sehr viel geändert hat - grundsätzlich können sie heute jede Schule besuchen, jeden Beruf lernen - kommen dem Menschen unserer Zeit dennoch viele Vorurteile, die vor hundert Jahren über vorhandene oder fehlende Begabungen der Mädchen ge-

golten haben, bekannt vor.

Im 19. Jahrhundert sperrte man sich erfolgreich dagegen, den Mädchen überhaupt eine ausserhäusliche Bildung zukommen zu lassen. Man hielt es weder für realisierbar noch für wünschenswert, dass Mädchen dieselben Schulen durchlaufen sollten wie die Knaben. Mit dem Argument, "... dass die Mädchen am besten zu Hause lernen sollten und die Schule ihnen nur den Kopf verdrehen würde" (Kössler 1979, S.19), wurde ihnen die Gelegenheit verbaut, ihren Horizont zu erweitern und ihre Lernfähigkeit unter Beweis zu stellen. Ziel der bürgerlichen Mädchenerziehung war ja die Entwicklung von "Häuslichkeit" und "Mütterlichkeit" (Hausen 1976, S.388) sowie die Gesellschaftsfähigkeit der Töchter (vgl. Kapitel 2.3). Mädchen im Bürgertum mussten noch um die Wende zum 20. Jahrhundert mit verständlicher Eifersucht zuschauen, wie ihre Brüder das Gymnasium besuchten und studierten (vgl. Kössler 1979, S.81; Blosser/Gerster 1985, S.181).

Aber auch in Arbeiterfamilien fühlten sich die Schwestern benachteiligt, wenn sie miterlebten, dass ihre Brüder eine Berufslehre oder eine Fachschule absolvieren durften, während sie selbst keine Ausbildung erhielten. In der bei Rühle-Gerstel dargestellten Umfrage aus ihrer Zeit geben denn auch viele Frauen als Ursache für ihr Gefühl, neben den Buben zurückgesetzt gewesen zu sein, die eigene Benachteiligung in bezug auf die Ausbildung an (vgl. Rühle-Gerstel 1972, S.52f). Da mussten Mädchen als Dienstmädchen arbeiten, während ihre Brüder einen Beruf lernen durften. Auch in einfachen Verhältnissen besuchten Jungen oft länger die Schule, sogar wenn die Eltern unter Umständen dafür beträchtliche finanzielle Opfer bringen mussten. Wie diese Bevorzugung der Brüder auf die Mädchen gewirkt hat, wird anhand folgender Aussagen deutlich:

"Ich fühlte mich zurückgesetzt, als der Bruder eine höhere Schule besuchen durfte als ich, das Gefühl, dass für den Bruder trotz wirtschaftlicher Not mehr aufgewendet wurde, bedrückte mich" (a.a.O., S.53).

"Zur Zeit meiner Berufswahl fand ich mich meinen drei älteren Brüdern gegenüber benachteiligt, und zwar insofern, als mein Vater meinen Wunsch, noch zwei Jahre eine Fachschule zu besuchen, durchaus missbilligte und mich damit abwies, dass 'ein Mädchen nichts zu lernen brauche'. Dieser Ausspruch hat allerdings bei mir einen grossen Eindruck hinterlassen, so dass mir der Wunsch kam, lieber ein Junge zu sein..." (a.a.O., S.52).

Wo die Eltern die Meinung vertreten, die Schule sei in der Mädchenerziehung Nebensache (vgl. Rühle-Gerstel 1972, S.53) - eine Einstellung, die auch in unserer Zeit noch nicht überall verschwunden ist - wird das Kind diesen Stachel des Zurückgesetztseins sein Leben lang mit sich herumtragen. Für den seelischen Haushalt der Mädchen bedeutet es zwar einerseits eine Erleichterung, dass sie weniger unter dem Druck elterlicher Erwartungen stehen als viele Jungen. Der Hinweis Rühle-Gerstels, dass unter der Last zu hoher Anforderungen häufiger Knaben zusammenbrechen als Mädchen (vgl. a.a.O., S.53), gilt auch noch für die heutige Zeit.

Andererseits wird der männliche Protest beim Mädchen durch seine Verweisung "ins Haus" - die um 1900 selbstverständlich viel extremer und häufiger vorkam als heute - ausserordentlich gefördert (vgl. a.a.O., S.54f; siehe auch Kapitel 5.1.2). In den oben zitierten Beispielen wird deutlich, dass das Gefühl der Zurücksetzung in bezug auf die schulische und berufliche Ausbildung beim einzelnen Mädchen zu einer starken Ablehnung der Frauenrolle insgesamt führen kann: Wäre ich doch ein Junge - dann dürfte ich eine bessere Ausbildung absolvieren!

Wenn man bedenkt, dass am Anfang des 20. Jahrhunderts bereits vier- bis fünfjährige Mädchen täglich während Stunden zum Handarbeiten angehalten wurden, damit sie schon frühzeitig auf ein Leben als brave Hausfrauen vorbereitet würden (vgl. de Beauvoir 1960, S.65; Blosser/Gerster 1985, S.142; Kössler 1979, S.42 ff), kann man sich über die Rebellion beim einen oder anderen dieser Kinder gegen den Zwang zum stundenlangen Säumchennähen und Strümpfe-

stricken nicht wundern.

So ist zum Beispiel Simone de Beauvoirs Identifikation mit dem Vater sowie ihr Widerstand gegen "weibliche Tätigkeiten" - und damit gegen die von ihr erwartete Frauenrolle überhaupt - klar erkennbar, wenn sie aus ihrer Kindheit erzählt:

"Wenn ich an Papas Schreibtisch sass, einen englischen Text übersetzte oder einen Aufsatz ins reine schrieb, nahm ich meinen Platz auf Erden ein und tat, was getan werden musste. (...) Indessen gab ich mich nicht mit dem gleichen Eifer allen meinen Aufgaben hin. (...) Arbeiten, die meinen Körper lähmten, ohne meinen Geist zu fesseln, schufen (...) [ein] Leeregefühl in mir. Meiner Grossmutter war es gelungen, mich für Sticken und Filetarbeiten zu interessieren (...). Aber für Rollsäume, überwendliche Nähte, Stopfarbeiten, Languetten, Kreuzstich, Federstickerie und Makramee war ich nicht zu haben" (de Beauvoir 1960, S.65).

Eine zusammenfassende Beschreibung ihrer gefühlsmässigen Stellungnahme gibt uns die Autorin, indem sie sich über eine Freundin äussert: "(...)ich teilte ihr Grauen vor Nähen und Hausarbeit sowie ihre Liebe zu Büchern" (a.a.O., S.85).

Wie in Kapitel 2.3.2 ausgeführt wurde, soll dies nicht etwa ein Plädoyer gegen die Einführung von Kindern in die Haus- und Handarbeiten sein. Schädlich für die gesunde Entwicklung des Selbstwertgefühls beim Mädchen ist nicht seine Beschäftigung mit praktischen Arbeiten im Haus, sondern die gefühlsmässige Unsicherheit der Erziehungspersonen, ob ein Mädchen sich auch alle übrigen Lernbereiche ebenso gut aneignen könne wie ein Junge (vgl. Rühle-Gerstel 1972, S.52).

An der krassen Benachteiligung der Mädchen und Frauen in der Ausbildung entzündete sich denn auch im 19. Jahrhundert in allen Ländern des abendländischen Kulturkreises der Kampf der Frauen um Gleichberechtigung der Geschlechter. Neben dem Ruf der Frauen nach politischen Rechten stand die Forderung, Zugang zu Gymnasien und Universitä-

ten zu erhalten, im Vordergrund (siehe dazu Engelmann 1929, S.5ff, 28f; Bebel 1985, S.268ff; Rühle-Gerstel 1972, S.50f).

Diese berechtigten Forderungen wurden jedoch nur allmählich in die Tat umgesetzt, und lange Zeit blieben Akademikerinnen und Frauen in "Männerberufen" eine kleine Minderheit - hängt doch mit der Stellungnahme zum Problem der Frauenbildung die prinzipielle Einstellung der Menschen zur Frage geschlechtsspezifischer Begabungs- und Charakterunterschiede überhaupt zusammen.

Um die Jahrhundertwende gehörte der Besuch von öffentlichen oder privaten Schulen für bürgerliche Mädchen zwar bereits zur Allgemeinbildung (vgl. Blosser/Gerster 1985, S.148 ff). Jedoch absolvierten z.B. im Schweizerischen Grossbürgertum erst kurz vor dem Ersten Weltkrieg einige Mädchen das Gymnasium, welche allerdings meistens vor der Maturität wieder austraten (vgl. a.a.O., S.180 f).

Die standesgemässe Ausbildung dieser Töchter wurde stattdessen bis ins 20. Jahrhundert hinein mit einem Pensionatsjahr in der französischsprachigen Schweiz abgerundet, wo die jungen Frauen den notwendigen Schliff für ihre künftige gesellschaftliche Stellung erhalten sollten (vgl. a.a.O., S.184 - 216). Der Stundenplan solcher Internate ist ein charakteristisches Beispiel für die am Anfang unseres Jahrhunderts noch fast unangefochtene Vorstellung beschränkter und einseitiger weiblicher Lernfähigkeit.

Der Fächerplan im Welschlandjahr für Töchter umfasste - neben einem umfangreichen Französischpensum - Englisch oder Italienisch, Musik und Kunst sowie etwas Literatur, Geographie und Geschichte, damit die jungen Frauen sich später an der Konversation in der Guten Gesellschaft beteiligen konnten. Auch Tanzstunden erhielten die Schülerinnen und seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts sogar Gymnastikstunden zur Förderung von Grazie und Beweglichkeit. Völlig ausgeklammert blieben in der Jungmädchenbildung alle naturwissenschaftlichen Fächer (vgl. Blosser-

Gerster 1985, S.191; vgl. auch eine ähnliche Studentafel bei Hausen 1976, S.389).

Sogar Simone de Beauvoirs Eltern, welche den ausgesprochenen Lerneifer ihrer Tochter ermutigten und unterstützten, förderten ausschliesslich ihr Interesse für Sprache, Literatur und Geschichte - von Naturwissenschaften ist in den Memoiren de Beauvoirs nie die Rede (vgl. 1960, S. 36, 46, 49 ff, 58, 67 ff, 85).

Zu diesem Problemkreis schreibt Hausen:

"Was die Bildungsinhalte anbelangt, so war die Meinung einhellig, dass von Mädchen strikt alles fernzuhalten sei, was der Emotionalität Abbruch tun könne. Unter dieses Verdikt fiel vor allem die Mathematik, da sie anstelle von Gemüt die Rechenhaftigkeit des Geistes befördere. Vermieden werden sollte ausserdem jeglicher Anreiz für Leistungsstreben, was einer sicher nicht unwirksamen Vorkehrung zur Erhaltung 'weiblicher Passivität' gleichkam" (Hausen 1976, S.388 f).

Alfred Adler leistet solchen Vorurteilen keinen Vorschub, sondern stellt sich in seinen Äusserungen zur Frage der Mädchenbildung klar und eindeutig auf den Standpunkt, dass der Lernfähigkeit des Mädchens ebensowenig Grenzen gesetzt sind wie der des Knaben (vgl. Adler 1933/1973a, S.50).

Insbesondere befasst sich der Autor ausführlich mit dem althergebrachten Vorurteil, Mädchen hätten keine mathematische Begabung, ja ihr Verstand sei grundsätzlich nicht so klar wie derjenige von Knaben. Untersuchungen aus seiner Zeit, die tatsächlich eine höhere durchschnittliche Fertigkeit der Knaben in Mathematik und vermehrte Kenntnisse der Mädchen in Sprachen ergeben haben, interpretiert Adler folgendermassen:

"Das spricht aber nur scheinbar für ihre grössere Begabung. Betrachtet man die Situation der Mädchen genauer, so stellt sich heraus, dass die Geschichte von der geringeren Fähigkeit der Frau eine Fabel ist, eine Lüge, die wie eine Wahrheit aussieht. Ein Mädchen bekommt auf Schritt und Tritt, sozusagen täglich, und in allen Variationen zu hören, dass

Mädchen unfähig seien und nur zu leichteren, untergeordneten Arbeiten geeignet. Es ist nur naheliegend, dass ein Mädchen bei seinem kindlichen Unvermögen, solche Urteile auf ihre Richtigkeit zu prüfen, die weibliche Unfähigkeit als ein unabänderliches Schicksal der Frau betrachten und schliesslich selbst an die eigene Unfähigkeit glauben wird. Entmutigt, bringt es dann solchen Fächern - wenn es überhaupt damit je zu tun bekommt - schon von vornherein nicht mehr das nötige Interesse entgegen oder verliert es. So fehlt ihr die äussere und innere Vorbereitung.

Unter solchen Umständen muss natürlich der Beweis der Unfähigkeit der Frau scheinbar stimmen" (Adler 1927/1966, S.122 f).

Engelmann, die in den Zwanzigerjahren an einer deutschen Mädchenschule unterrichtete, kommt aufgrund eigener Beobachtungen fast gleichzeitig wie Adler zum selben Resultat. Die Autorin hat im Laufe ihrer Schulpraxis festgestellt, dass Mädchen zwar tatsächlich häufiger in den mathematischen Fächern versagen als in sprachlichen; als Ursache erkennt sie aber in der Regel nicht mangelnde Begabung, "... sondern das vom Elternhaus gestützte Vorurteil, die Entmutigungspsychose, dass die Mathematik eben nichts für Mädchen sei" (Engelmann 1929, S.29).

Erlebt also das Mädchen, dass die Eltern ihm weder besondere geistige Fähigkeiten noch Initiative oder Leistungsvermögen zutrauen, so fehlt ihm die Basis für ein gesundes Selbstvertrauen, und sein Mut zum Lernen bleibt eingeschränkt (vgl. Adler 1930a/1976, S.91; ders. 1927/1966, S.123).

Sobald jedoch in einer Familie das Vorbild der Mutter dem Mädchen zeigt, dass auch Frauen im Leben Leistungen vollbringen können, wirkt sich dies positiv auf die Entwicklung seines Selbstwertgefühls und damit auch seiner geistigen Fähigkeiten aus. So gab es schon zu Adlers Zeit Begabtenprüfungen, in denen die 14-18jährigen Mädchen durchschnittlich besser abschnitten als die gleichaltrigen Burschen. Die Erklärung dieses für die damalige Zeit erstaunlichen Ergebnisses findet Adler in der Tatsache, dass die Mütter der leistungsstarken Mädchen als Allein-

erzieherinnen oder ebenbürtige Partnerinnen ihrer Männer einen selbständigen Beruf ausübten (vgl. a.a.O., S.124).

"Das bedeutet, dass diese Mädchen zu Hause in einer Situation waren, wo sie das Vorurteil von der geringeren Leistungsfähigkeit der Frau nicht oder nur in geringerem Grade zu spüren bekamen, weil sie insbesondere selbst sahen, wie sich die Mutter durch ihre Tüchtigkeit fortbrachte. Sie konnten sich demnach viel freier und selbständiger entwickeln, fast unbeeinflusst von allen Hemmungen, die mit diesem Vorurteil verknüpft sind" (a.a.O., S.124).

Nach Adler wirken sich demnach die kulturellen Vorurteile über die geringere Leistungsfähigkeit des weiblichen Geschlechts je nach Familienkonstellation mehr oder weniger stark aus. Es zeigt sich heute, dass der Autor auch in der Einschätzung dieser Frage seiner Zeit weit voraus war. Seit damals ist die schulische Förderung der Mädchen derjenigen der Knaben immer mehr angeglichen worden, und das Wissen, dass es keine geschlechtsspezifischen Unterschiede in den intellektuellen Fähigkeiten gibt, hat sich nach und nach verbreitet. Parallel zu den erweiterten Möglichkeiten in der Berufsbildung der Mädchen sind auch die Unterschiede in den "Begabungen" immer kleiner geworden und vielfach ganz verschwunden.

5.4 Identifikation mit der eigenen Geschlechtsrolle

"Aufgabe der Erziehung ist: den Menschen zu einer fruchtbaren Stellungnahme zu sich selbst und zum Leben fähig zu machen. (...)

Für die Frau bedeutet das: die Erziehung soll, wenn sie erfolgreich sein will, die Frau zu kritischer Bejahung ihrer Position in der Welt bringen und zu mutiger Initiative gegenüber ihren Lebensaufgaben. Damit sie ihre Frauenrolle bejahe, müsste sie der Frau aber als eine 'gute' Rolle erscheinen. Das Leben, die Welt, die Gesellschaft, müssten ihr den Eindruck einer Gegend machen, in der sich leben lässt. Sonst...wird sie die Rolle nicht übernehmen, den Lebensschauplatz nicht beziehen, die Aufgaben sabotieren, kurz, sie wird sich als 'schlecht erzogen' erweisen!" (Rühle-Gerstel 1972, S.42f)

Die Autorin weist darauf hin, dass die Mädchenerziehung ihrer Zeit versagt habe: Statt dem Mädchen dazu zu verhelfen, dass es einst als erwachsene Frau seinen Platz mit Mut und Selbstbejahung einnehmen könne, werde ihm im Gegenteil die Welt als "Ort der Geschlechterkonkurrenz und Männervormacht" und seine eigene Rolle darin als zweitrangig vermittelt (vgl. a.a.O., S.43).

Für das kleine Mädchen ergibt sich demzufolge in unserer Kultur ein spezielles Hindernis auf seinem Weg der Persönlichkeitsentwicklung: Eine lebensbejahende, selbstbewusste, gemeinschaftsfähige Frau kann es nur dann werden, wenn es sich mit seiner Geschlechtsrolle positiv zu identifizieren vermag - ist diese doch ein untrennbarer Teil seiner Persönlichkeit. Wie soll es sich aber mit einer Rolle befreunden, die als minderwertig gilt? Unter diesen Umständen würde "Identifikation mit der Frauenrolle" bedeuten, sich mit einer untergeordneten Stellung zufriedenzugeben.

In Kapitel 4.3 wurde Adlers Auffassung dargestellt, wonach einem Mädchen, das nicht als ein dem Jungen ebenbürtiger, vollwertiger Mensch erzogen wird, nur zwei Möglichkeiten - nämlich zwei Formen des männlichen Protests - offenstehen: entweder eine übertrieben aktive, kämpferische, "männliche" Richtung einzuschlagen - in diesem Falle ist die missglückte Identifizierung mit der eigenen Geschlechtsrolle offen erkennbar - oder sich resigniert in die minderwertige Situation zu schicken - dann ist die Identifizierung scheinbar gelungen. In Wirklichkeit führt dieser zweite Weg ebensowenig zu einer positiven Einstellung zur weiblichen Rolle wie der offene männliche Protest - nur die angewendeten Mittel sind andere (vgl. Rühle-Gerstel 1972, S.59).

Auf der Grundlage der Überbewertung einer "männlichen" Rolle kann sich nach Adler eine Verfälschung der Geschlechtsrolle entwickeln, die jedoch keine sexuellen Ursachen hat, sondern auf einer gefühlsmässigen Ebene zu verstehen ist. Beispiele solcher Verfälschungen werden in

diesem Kapitel folgen. Der Autor weist darauf hin, dass ein Sichsperrn gegen die eigene Geschlechtsrolle die Folge einer Erziehung auf der Basis der Ungleichheit ist: Menschen, die in der Kindheit eine derartige Angst vor dem "Untensein", dem Ausgeliefertsein erlebt haben, dass sie sich später vor jeder Beziehung fürchten, - da diese ja ein Bezungenwerden mit sich bringen könnte - lassen sich nicht auf eine Geschlechtsrolle festlegen, sondern bleiben "auf halb und halb eingestellt" (Adler 1914/1973b, S.225).

Während der Knabe in der Regel versucht, dem männlichen Idealbild möglichst zu entsprechen (vgl. ders. 1927/1966, S.120), hat das Mädchen - dem Wunschbild der Männer entsprechend - in erster Linie "...die Aufgabe, schön zu sein und Kinder zu gebären..." (ders. 1930b/1977, S.115; siehe auch Kapitel 2.3.1).

Rühle-Gerstel weist darauf hin, dass insbesondere die Verzärtelung hübscher Töchter, ihre Behandlung als Goldtochter, Prinzessin und Schosskind, keine geeignete Einführung ins Leben darstellt. Unselbständigkeit, Hilflosigkeit den Realitäten des Lebens gegenüber und Launenhaftigkeit resultieren aus einem derartigen Umgang mit dem Kind (vgl. Rühle-Gerstel 1972, S.56). Die Überbetonung weiblicher Schönheit bezeichnet die Autorin in diesem Zusammenhang als "Fussangel für den weiblichen Charakteraufbau" (a.a.O., S.57). Kommt ein solch hübsches, feines, verzärteltes Mädchen aus der überbehütenden Familiensituation in die grössere Gemeinschaft, zum Beispiel eine Schulklasse, so fällt ihm verständlicherweise die Einordnung in die Klassengemeinschaft schwer:

"...da es, wie alle Menschen, wenn sie klein sind, von der einzelnen Erfahrung aufs Allgemeine des Lebens schliesst, weitet es von der gewährten Sonderstellung in der Familie seinen Anspruch aus auf eine Sonderstellung in der Welt überhaupt" (a.a.O., S.57).

Die Erwartung der Umgebung, dass ein Mädchen schön sein

müsse, kann sich auch da negativ auswirken, wo das Kind glaubt, diesem Ideal nicht entsprechen zu können. Adler berichtet von einer jungen Frau, die sich von klein auf neben ihrer Schwester weniger schön gefühlt hat. Weil sie der irrigen und schädlichen Auffassung war, "...ein Mädchen müsse, um ihre Rolle spielen zu können, schön sein" (Adler 1930b/1977, S.70), war sie von tiefsitzenden Minderwertigkeitsgefühlen geprägt und fand in ihrer Not nur den unbewussten Ausweg, sich gegen ihre weibliche Rolle zu sperren.

Demgegenüber kann ein Bub in eine schwierige Lage kommen, weil er nicht zärtlich, liebevoll und empfindsam sein darf: Zärtliche Regungen gelten in unserer Kultur als unmännlich. In Wirklichkeit sind solche Gefühle Ausdruck des Gemeinschaftsgefühls. Adler erwähnt einen vierjährigen Knaben, der auf Küsse mit Schlägen ins Gesicht reagierte, "...weil ihm das Gefühl einer zärtlichen Regung unheimlich war, ihm beängstigend, geradezu demütigend schien" (ders. 1926/1982a, S.101).

Anhand dieser Beispiele wird klar ersichtlich, dass es für ein Kind in unserer Gesellschaft eine unaufhörliche Gratwanderung bedeutet, die von ihm erwartete Geschlechtsrolle einzunehmen und gleichzeitig alle gefühlsmässigen und intellektuellen menschlichen Bedürfnisse befriedigen zu können:

"Empfindsame Jungen gelten als weibisch; sicher auftretende, selbstbewusste Mädchen werden als männlich bezeichnet. Solche Charakterzüge sind niemals angeboren, sondern werden stets erworben" (ders. 1930a/1976, S.92).

Adlers Intention ist nun nicht etwa, dass die "falschen" Eigenschaften beim Mädchen oder Knaben negativ gewertet werden sollten. Hingegen zeigt er auf, dass die ganze Persönlichkeitsentwicklung eines Kindes ungünstig verläuft, wenn es nicht auf seine Geschlechtsrolle und damit auch nicht auf eine erfüllte heterosexuelle Liebesbeziehung vorbereitet wird.

So berichtet Adler zum Beispiel von ihm bekannten homosexuellen Männern, welche seit ihren ersten Lebensjahren eine ausgeprägte Zuneigung zum eigenen Geschlecht sowie eine Vorliebe für Mädchenspiele und -gewohnheiten zeigten. Der Autor bezeichnet eine solche Entwicklung als Folge einer schlechten Vorbereitung auf die eigene Geschlechtsrolle. Einige dieser späteren Homosexuellen waren z.B. früher schwächliche, zuweilen einzige Kinder, die verzärtelt und in eine passive Rolle gerückt wurden. Oft fühlten sie sich in ihrer "Mädchenrolle" weniger unsicher und überfordert.

Umgekehrt werden zuweilen Mädchen, die nach dem Wunsch ihrer Eltern als Jungen hätten geboren werden sollen, in die Knabenrolle gedrängt (vgl. ders. 1930b/1977, S.86). Solche Frauen werden als Erwachsene oft als "Mannweiber" bezeichnet. Nach Adlers Auffassung tragen sie jedoch keine angeborene männliche Substanz in sich, sondern haben sich aufgrund ihrer Kindheitserfahrungen mit den Rollen der Geschlechter in Richtung des männlichen Ideals entwickelt (vgl. ders. 1927/1966, S.126f). Als Beispiel nennt Adler den Fall eines dreijährigen Mädchens, das eine auffällige Vorliebe für Knabenkleider besitzt (vgl. ders. 1920/1974a, S.84).

Wenn der Autor die Eltern auffordert, derartige Entwicklungsrichtungen im Auge zu haben, meint er damit nicht, dass sie die Tochter in ihre Schranken weisen sollen. Als Individualpsychologe weiss er jedoch um die möglichen problematischen Folgen eines überhitzten männlichen Protestes für das ganze Leben dieses Kindes. Es versteht sich von selbst, dass ein solches Beispiel in die damalige Zeit gestellt bleiben muss: Da heute kleine Buben und Mädchen in denselben Latzhosen oder Shorts herumlaufen, kommt der männliche Protest in den Familien auf andere Weise zum Ausdruck. Dies ändert aber nichts an der Tatsache, dass die hier beschriebene seelische Irritation sich seit Adlers Zeit nicht grundsätzlich verändert hat.

In diesem Sinne ist auch das folgende, von Rühle-Gerstel angeführte Beispiel einzuordnen: Ein Mädchen wuchs neben ihren zwei älteren Brüdern wie ein Knabe auf. Der Vater sprach jeweils von seinen "drei Jungen". Die Schwester trug die Anzüge ihrer Brüder und war gerne ein Junge. Erst als sie in die Schule kam und Röcke tragen musste, erfuhr sie, dass sie ein Mädchen sei, hatte aber keine Vorstellung vom Unterschied zwischen den Geschlechtern. Die Autorin bemerkt zu einer solchen Erziehung:

"Auch diese Erziehung kann dem Mädchen nicht die richtige Vorbereitung fürs Leben geben, die passende Stellungnahme zur eigenen Lebenslage und Lebensaufgabe vermitteln: früher oder später erfährt das Mädchen doch, dass es 'nur ein Mädchen' ist - und findet sich dann unvorbereitet einer neuen Situation gegenüber" (Rühle-Gerstel 1972, S.57).

Die negativen Auswirkungen, welche die mangelnde Identifikation eines Mädchens mit seiner Geschlechtsrolle auf sein späteres Leben hat, werden an einem Fallbeispiel aus Adlers Praxis deutlich:

Ein Mädchen, das zuhause die Behandlung seiner Mutter als minderwertiges und unterdrücktes Wesen erlebt hatte, wehrte sich von klein auf gegen ein solches Los: Sie war trotzig und ungebärdig und spielte nur mit Knaben. Besonders gern mochte sie Raufereien und grausame Spiele. Als Erwachsene ging ihre Abneigung gegen Frauenrolle und Ehe so weit, "...dass sie es vorzog, als kranke, zur Ehe untaugliche Person durch das Leben zu gehen." Diese unbewusste Abwehr kam in den verschiedensten Symptomen zum Ausdruck: Die Patientin litt an Aufregungszuständen, nervösem Herzklopfen, Platzangst und nächtlichem Aufschreien. "Der Vorteil dieser Erkrankungsform lag darin, dass die Patientin in den Brennpunkt der Aufmerksamkeit ihrer Umgebung trat (...). Die uneingestandene Absicht war dabei, sich allen Heiratsplänen, damit der 'Erniedrigung' einer Frauenrolle zu entziehen" (Adler 1914/1973b, S.216).

Anhand dieser Fallgeschichte wird deutlich, dass die psychische Tendenz zur Entwicklung in Richtung des jeweils anderen Geschlechtes auch körperliche Auswirkungen haben kann: Der männliche Protest der beschriebenen Frau zeigte sich physisch nicht nur in den geschilderten Krankheits-symptomen, sondern sie hatte laut Adler ausserdem seit frühester Kindheit "ein knabenhaftes Aussehen" entwickelt (a.a.O., S.216).

Im Jahre 1934 bestätigt Adler die Möglichkeit körperlicher Auswirkungen einer ausgeprägten Unsicherheit der eigenen Geschlechtsrolle, indem er erwähnt, dass zum Beispiel ein Junge, der passiv gehalten wird, still zuhause sitzen und mit Puppen spielen muss, als Folge dieser Erziehungsfehler unter Umständen seine Sexualdrüsen nur mangelhaft entwickeln kann und später ein feminines Aussehen zeigt. Falls ein solcher Bub unter andere Knaben kommt, hat Adler erlebt, dass allmählich Veränderungen ins Knabenhafte zu beobachten sind. An dieser Stelle erwähnt er auch die amerikanischen Sportlerinnen der Dreissigerjahre, die durch ihre Lebensweise in ihrem ganzen Habitus "...dem männlichen Typus näher stehen" (ders. 1934/1983, S.51). Im Anschluss an diese Beobachtungen schreibt Adler:

"Es ist keine Frage, dass z.B. die Sexualdrüsen und damit der körperliche Aufbau beeinflusst sind davon, ob einer seine Sexualrolle ernst nimmt oder nicht. Die Wirksamkeit der Sexualdrüsen bei Menschen, die für das andere Geschlecht eine grössere Neigung haben, wird unter gleichbleibenden Umständen eine grössere Aktivität bekommen" (a.a.O., S.51).

Kinder, die über den Unterschied zwischen den Geschlechtern nicht aufgeklärt sind und vielleicht zusätzlich durch Erziehungsfehler und missverständene Äusserungen der Umgebung (wie z.B. Behandlung von Knaben als Mädchen und umgekehrt) verunsichert werden, gelangen laut Adler zu einer tiefgreifenden Unsicherheit über die eigene Geschlechtsrolle.

Viele Mädchen verspüren zeitweise den Wunsch, Jungen zu sein: Adler erwähnt ein Mädchen mit starkem männlichem Protest, das ausgeprägten Eigensinn zeigt und äusserst empfindlich ist gegen vermeintlichen Zwang und gegen jede Spur von Zurücksetzung. Mit drei Jahren fragt es, vor dem Spiegel stehend, seine Mutter: "Hast du auch immer ein Mann sein wollen?" (vgl. Adler 1920/1974a, S.84). In der bei Rühle-Gerstel angeführten Umfrage aus den Zwanzigerjahren antworteten 36,7 % der Frauen auf die Frage: "Hätten Sie als Kind lieber ein Junge sein wollen?" mit Ja (vgl. 1972, S.54).

Manche Kinder meinen sogar, ihr Geschlecht würde sich später ändern. Dass solche Unsicherheiten auch in der heutigen Zeit noch vorkommen, ist am Beispiel Anneli Grabruckers erkennbar: Mit zweieinhalb Jahren besteht sie darauf, dass sie selbst und ihre Mutter, wenn sie einmal grösser seien, auch einen Bart haben würden wie der Vater (vgl. Grabrucker 1985, S.141).

Derartige Unsicherheiten können sowohl die Tendenz des Mädchens, eine männliche Rolle spielen zu wollen, als auch den Zweifel des Knaben, ob er wohl ein rechter Mann werden könne, verstärken (vgl. Adler 1920/1974a, S.100 f, 120 ; ders. 1914/1973b, S.91).

Den Fall eines Mädchens mit einer deutlichen Unsicherheit in bezug auf das eigene Geschlecht, verbunden mit einem starken männlichen Protest, legt Adler folgendermassen dar (vgl. ders. 1912/1972, S.162 ff):

Ein Mädchen mit überragendem Vater und gering geachteter Mutter entwickelte sich von klein auf als wildes, ungebärdiges Kind mit grosser körperlicher Kraft, spielte Knabenspiele und lehnte jede weibliche Regung oder Tätigkeit ab, wie beispielsweise Puppenspiel oder Handarbeiten. Ihr Verlangen, ein Mann werden zu wollen, wurde zusätzlich genährt durch das Erleben einer in der Familie wohnenden Tante mit männlichem Gebaren, Bartwuchs und Männerstimme. Solche Mädchen verhalten sich nach Adler so, "...als ob sie an ihre Verwandlungsfähigkeit fest

glaubten..." und unternehmen "...unausgesetzt Versuche (...), in die höher gewertete männliche Rolle vorzurücken" (a.a.O., S.163).

Es ist leicht einzusehen, dass eine derartige seelische Verfassung eine schlechte Vorbereitung auf eine spätere heterosexuelle Liebesbeziehung ist. Zur Befürchtung, neben dem Mann eine unterlegene Rolle einnehmen zu müssen, kommt beim Mädchen oft noch die Angst dazu, nur Sexualobjekt zu sein, oder sie hat "furchterweckende Vorurteile über Schmerzen und Gefahren der Frauen" mitbekommen (ders. 1930b/1977, S.119).

Nach Adlers Erfahrung kann sich der Protest gegen die weibliche Rolle auch auf andere, mannigfache Weise auf den Sexualbereich auswirken. So äußert sich die mangelnde Identifikation mit der eigenen Geschlechtsrolle zuweilen in der Frigidität einer Frau (vgl. ders. 1931/1973a, S.216) oder in Menstruations- und anderen sexuellen Funktionsstörungen (vgl. ders. 1933/1973a, S.50f) bis hin zum Vaginismus, den Adler als "körperliche(n) Ausdruck für 'Nein!'" bezeichnet (ders. 1930b/1977, S.105).

In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts wurde das Auftreten sexueller Störungen durch die fehlende Sexualaufklärung der Kinder, vor allem der Mädchen, zusätzlich gefördert. Oberstes Gebot für die junge Frau war damals, keusch in die Ehe zu gehen. Damit war nicht nur gemeint, dass sie vor der Heirat keine sexuellen Beziehungen haben durfte (vgl. Blosser/Gerster 1985, S.274); sie musste sich überhaupt "... Männern gegenüber absolut zurückhaltend verhalten; sonst war der 'jungfräuliche Schmelz' bald dahin" (a.a.O., S.221); "...nie durfte eine junge Dame aktiv ihr Interesse an einem Herrn bekunden" (a.a.O., S.222; vgl. auch Kössler 1979, S.50 ff).

Damit die Mädchen nicht auf "unsaubere Gedanken" kamen, erhielten sie in der Regel keine Sexualaufklärung, ja, die meisten erfuhren nicht einmal, wie die Kinder, die sie später gebären sollten, zur Welt kamen (vgl. de Beauvoir 1960, S.81 ff; Rühle-Gerstel 1972, S.61f). Manche

Frauen wurden erst nach der Hochzeit durch ihren Mann "aufgeklärt" (vgl. Blosser/Gerster 1985, S.283 ff).

Adler bezieht diesen Missstand in seine Überlegungen ein, indem er eine dem Fassungsgrad des Kindes entsprechende Sexualaufklärung befürwortet (vgl. Adler 1933/1973a, S.138f) - eine für seine Zeit erstaunlich modern anmutende Sichtweise. Eine rein biologische Aufklärung der Kinder über die sexuellen Funktionen genügt jedoch nach Adler nicht, um sexuelle Irritationen zu verhindern oder zu korrigieren. Sie ist nach Adler lediglich als Teil einer umfassenden Geschlechtererziehung zu betrachten: Nur wenn die Sexualaufklärung in einer Atmosphäre der Gleichwertigkeit von Mann und Frau erfolgt, bedeutet sie für das Kind eine wirklich hilfreiche Einführung in die Beziehung zum anderen Geschlecht (vgl. Adler 1930a/1976, S.91).

Anders wäre nicht zu erklären, warum auch in unserer Zeit viele junge Paare mit sexuellen Störungen konfrontiert sind, obwohl sie als Kinder und Jugendliche einerseits Sexfilme konsumiert haben, andererseits aber auch häufig in den Genuss seriöser Aufklärungsbücher und -gespräche in Elternhaus, Schule und Religionsunterricht gelangt, also "aufgeklärt" worden sind.

In den vielfältigen Varianten irritierter Lösungsversuche des Liebesproblems durch Frauen kommt nach Adler deren mangelnde Sexualaufklärung mehr oder weniger stark zum Ausdruck. Dieser Mangel ist aber immer gekoppelt mit Angst und Abwehr gegen den Mann sowie mit der Unfähigkeit, sich mit einem Leben als Frau zu befreunden. Am klarsten erkennbar ist der Widerstand gegen Sexualität und weibliche Rolle bei Frauen, welche Liebe und Ehe prinzipiell ablehnen (vgl. ders. 1912/1972, S.153).

Spielarten dieser radikalen Lösung finden wir in Fällen, wo eine Frau unbewusst einen Umweg einschlägt, um sich nicht auf eine Liebesbeziehung einlassen zu müssen. So können sich die Unzufriedenheit mit der Frauenrolle und die Angst vor einer minderwertigen Position darin äußern, dass eine Frau aus "Furcht, den Mann nicht fesseln

zu können" (a.a.O., S.153), gar keinen Versuch dazu unternimmt. Ein anderer Ausweg ist die Liebesbeziehung mit einem verheirateten Mann, deren Ziel Adler als "Sicherung vor der Ehe, meist auch vor Geschlechtsverkehr" umschreibt (a.a.O., S.159f).

Andere Frauen sichern sich vor sexueller Beziehung und Partnerschaft, indem sie "übertriebene und unpraktische Eheideale" vertreten, welche sich in der Realität nicht verwirklichen lassen, oder für einen Menschen schwärmen, der offensichtlich kein passender Partner für sie wäre (vgl. ders. 1929a/1981, S.67). Wenn eine solche Einstellung sich verfestigt, ist bei genauer psychologischer Analyse häufig eine sexuelle Perversion feststellbar, die nach Adler aber nicht Ursache, sondern Begleiterscheinung des gefühlsmässigen Widerstandes gegen eine ernsthafte Beziehung zum anderen Geschlecht ist (vgl. a.a.O., S.67). So erklärt der Autor zum Beispiel die völlige Beschränkung einer Frau auf sexuelle Selbstbefriedigung oder ihre geschlechtlichen Beziehungen zu anderen Frauen als Ausdruck ihrer Angst vor dem Mann; auf diese Weise kann sie ihn aus ihrem Sexualleben, ja, aus dem ganzen engeren Lebenskreis ausschalten (vgl. ders. 1930b/1977, S.121).

Mit den Ursachen der Homosexualität von Mann und Frau setzt sich Adler in seinem Werk wiederholt auseinander. Schon im Jahre 1914 stellt er aufgrund von verschiedenen Untersuchungsergebnissen fest, "... dass die Homosexualität immer aus psychischen Quellen stammte, wobei körperliche Eigenarten Vorschub leisten können" (a.a.O., S.81). 1930 befasst sich der Autor in einem speziell den sexuellen Perversionen gewidmeten Band genauer mit der Entstehung gleichgeschlechtlicher Liebe:

"Was in den bisher gültigen Theorien der Homosexualität entweder als angeborener Faktor oder als frühzeitige Fixierung durch ein sexuell betontes Ereignis erscheint, muss nach den Befunden der Individualpsychologie als ein frühzeitig erfasster Weg nach einem in der Kindheit sich aufdrängenden Lebensplan gelten" (a.a.O., S.30).

Der Lebensplan einer Frau mit lesbischen Neigungen basiert nach Adler in der Regel auf dem Widerstand gegen die Frauenrolle, welcher die Ablehnung des Mannes als Liebespartner zur Folge hat - dies alles auf dem Hintergrund ausgeprägter, in den ersten Kindheitsjahren erworbener Unsicherheits- und Unzulänglichkeitsgefühle. In diesem Zusammenhang berichtet der Autor vom Fall einer jungen Frau, deren Distanz zum Eheproblem ihm schon im Erstgespräch auffällt (vgl. a.a.O., S.67ff). Neben ihrer etwas älteren, charmannten und geistreichen Schwester fühlt sie sich von klein auf minderwertig und ungeschickt und ist überzeugt, keinen Mann für sich gewinnen zu können. Der erste, schwache Versuch einer Beziehung zu einem Mann mit ähnlich unsicherer Persönlichkeit scheitert nach kurzer Zeit. In der Folge verliert die junge Frau "jedes Interesse für Männer" (a.a.O., S.70). Adler beschreibt den Zusammenhang zwischen dem in ihrer Kindheitssituation entwickelten neurotischen Lebensstil und ihren späteren aktiven homoerotischen Neigungen mit ihrer Unfähigkeit, sich auf die Rolle als Frau einzustellen:

"Ihr weibliches Minderwertigkeitsgefühl scheint also wohl ausser Zweifel. Wo steckt aber der männliche Protest? Nun, ihr ganzer neurotischer Lebensstil ist ein Aufbruch gegen die weibliche Rolle, ist Streben nach männlicher Machtfülle, nach Entfaltung ihres Lebens in der Richtung der väterlichen, nicht der mütterlichen Stellung (a.a.O., S.71)."

Dem Vorwurf psychoanalytischer Kreise, in der Individualpsychologie Adlers fehle der Einbezug der sexuellen Entwicklung des Kindes, begegnet der Autor im selben Fallbeispiel mit dem Argument, er beziehe die Erotik wohl ein, doch nicht als ursächlichen Faktor für die Charakterentwicklung, sondern als Teil des individuellen Lebensstils eines Menschen:

"Wir hatten zu zeigen, dass die Erotik eines Menschen sowohl in der Kindheit als nachher immer jene Form annimmt, die zum Lebensstil des betreffenden Individuums innerhalb einer bestimmten Situation

gehört. So dass wir leicht hätten erraten können, wie dieses Mädchen, nach einer Niederlage auf dem Wege zur normalen Liebe, ihre selbstverständlich vorhandene Erotik entsprechend ihrem männlichen Protest und ihrer Ausweichung gegenüber der Norm unter Ausschaltung des Mannes umbiegen musste" (a.a.O., S.71).

Die Ausführungen Adlers zur Problematik der Homosexualität sind für unsere Zeit besonders aktuell, herrscht doch gerade heute wieder in bezug auf dieses Thema grosse Verwirrung. Wenn heutige Homosexuelle und Lesben den Anspruch stellen, ihre sexuellen Neigungen ohne Diskriminierung ausleben zu dürfen, ist dies zwar eine verständliche Reaktion auf die jahrhundertelange moralische Verfehlung und Verfolgung der Homosexuellen im abendländischen Kulturkreis. Adler wendet sich explizit gegen das schon zu seiner Zeit überholte - und dennoch bis heute nicht völlig verschwundene - Vorurteil, Lasterhaftigkeit und Übermut seien die Ursachen der gleichgeschlechtlichen Liebe (vgl. a.a.O., S.80). Ebenso weist Adler klar auf die Unsinnigkeit und Nutzlosigkeit der Bestrafung Homosexueller hin (vgl. a.a.O., S.23, 34).

Die heute verbreitete Meinung, Menschen mit homoerotischen Neigungen würden in unserer "repressiven Gesellschaft" unterdrückt und müssten sich dagegen wehren, indem sie öffentlich zu ihrem "dritten Geschlecht" stehen sollten, beruht aus individualpsychologischer Sicht nicht etwa auf einer fortschrittlichen Einstellung, sondern auf dem mangelnden Wissen über die Ursachen der sexuellen Inversion (vgl. Freud 1972, S.48ff). Dass homoerotische Neigungen nicht angeboren und somit auch nicht unabänderlich sind, ergibt sich für Adler allein schon aus der Tatsache, dass Homosexualität bereits zu seiner Zeit in vielen Fällen geheilt wurde (vgl. a.a.O., S.80f). Der Beitrag einer aufgeschlossenen Gesellschaft kann deshalb nicht darin bestehen, Homosexuelle als progressive Kämpfer gegen die Gesellschaft zu feiern, sondern nur darin, dass dem Einzelnen freigestellt sein muss, ob er seine

Homosexualität in einer Psychotherapie beheben oder ob er weiterhin mit seinen homosexuellen Neigungen leben möchte.

Die Ausführungen Adlers über die weitreichenden Auswirkungen einer mangelnden Identifizierung mit der eigenen Rolle als Mann oder Frau implizieren gleichzeitig die Möglichkeiten für den Erzieher, zu einem positiven Selbstbild des Kindes beizutragen. Um Unsicherheiten bezüglich des eigenen Geschlechts und Vorurteile über seine Geschlechtsrolle zu verhindern und es auf eine erfüllte Liebesbeziehung vorzubereiten, betrachtet es Adler als unabdingbar, dass es schon früh über die Unterschiede zwischen Mann und Frau sowie die Unwandelbarkeit seines Geschlechts informiert wird. Gleichzeitig soll insbesondere das Mädchen auch erfahren, dass es als Erwachsene als ein dem Manne ebenbürtiger Mensch einen wichtigen Platz in der Gesellschaft einnehmen wird:

"Solange die männliche Rolle als die Überlegene gilt, ist es natürlich, dass sie sie, ob sie nun Jungen oder Mädchen sind, als beneidenswert empfinden.

... Misserfolge lassen sich nicht vermeiden, solange nicht wirklich das Gefühl herrscht, dass Männer und Frauen gleichwertig sind; solange eine Hälfte des Menschengeschlechts Grund hat, mit der ihr zugeteilten Stellung unzufrieden zu sein, bleibt dies ein grosses Hindernis für den Erfolg der Ehe. Das Heilmittel ist hier die Erziehung zur Gleichheit; und wir sollten nie zulassen, dass Kinder über ihre eigene zukünftige Rolle im unklaren bleiben" (Adler 1931/1979, S.217; in ähnlichem Sinne Adler 1929a/1981, S.83; ders. 1933/1973a, S.139; ders. 1920/1974a, S.85; ders. 1914/1973b, S.217).

5.5 Versöhnung der Geschlechter als Grundlage
für eine gedeihliche Beziehung zwischen
Mann und Frau

Wenn man bedenkt, dass zu Beginn unseres Jahrhunderts die Erziehung zur Ehe zentrales Ziel der Mädchenerziehung war, hätte die Anleitung der Kinder zu einer gedeihlichen Beziehung zum anderen Geschlecht im Mittelpunkt erzieherischen Bemühens stehen sollen. Wie aus Zeugnissen jener Zeit hervorgeht, fand eine solche Einführung aber nur sehr beschränkt statt. So schreibt Rühle-Gerstel:

"Die Mädchenerziehung müsste also eigentlich ganz durchtränkt sein von der Richtungnahme auf das andere Geschlecht und auf die künftige Vereinigung mit ihm! (...) Was aber sich als das Geschlechtliche in der heutigen Mädchenerziehung darstellt, das ist lediglich das Geschlechtsunterschiedliche (...). Eigentlich ist also die Mädchenerziehung unweiblich, denn sie lehrt keine Kenntnis des Mannes. Weder verfügt sie über das theoretische Rüstzeug in bezug auf Wesen und Charakter der Menschen, sondern meist nur über allgemeine Schlagworte und Geschlechtsfabeln, noch bietet sie dem Mädchen Gelegenheit, selbst praktische Erfahrungen mit dem andern Geschlecht zu sammeln" (Rühle-Gerstel 1972, S.60f).

Die Autorin fügt hinzu, dass Knaben ebensowenig wie Mädchen auf den Umgang mit dem anderen Geschlecht vorbereitet würden (vgl. a.a.O., S.60). Tatsächlich verliefen die Kontakte zwischen Jungen und Mädchen zu Rühle-Gerstels und Adlers Zeit schon von den küsseren Gegebenheiten her viel eingeschränkter als heute und standen wenn möglich unter ständiger Kontrolle von Erziehungspersonen (vgl. Blosser/Gerster 1985, S.160 ff). Selbst Brautleute hatten kaum Gelegenheit, sich vor ihrer lebenslangen Verbindung etwas näher kennenzulernen (vgl. a.a.O., S.267, 273, 282).

Sicher ist es ein wichtiger Beitrag zur Verbesserung der Beziehung von Mann und Frau, dass die Kontaktmöglichkeiten zwischen den Geschlechtern seit dem Beginn unseres Jahrhunderts stark zugenommen haben, was gleichzeitig

eine um vieles grössere Ungezwungenheit im Umgang miteinander zur Folge hat.

Das Wissen um die Bedeutung dieser Aspekte hat denn auch Alfred Adler bewogen, die Koedukation in den Schulen zu empfehlen. Sie soll den Geschlechtern Gelegenheit geben, von klein auf ihre Angst voreinander zu verlieren und sich gegenseitig besser kennenzulernen (vgl. ders. 1926/1982a, S.116; ders. 1927/1966, S.136 f). Den Bedenken von Gegnern der Koedukation, dass die geistige oder seelische Entwicklung des einen oder anderen Geschlechts darunter leiden könnte - Argumente, die übrigens von Feministinnen der neuesten Zeit aus der Mottenkiste der Geschichte ausgegraben und im umgekehrten Sinne, also "zugunsten" der Mädchen angewendet werden! -, begegnet Adler mit den folgenden Worten:

"Stichhaltig ist aber diese Argumentation nur dann, wenn man die Koedukation im Sinne einer Konkurrenz der Geschlechter um die Palme der grösseren Tüchtigkeit auffasst. Wird sie auf diese Weise von Lehrern und Schülern verstanden, dann ist sie natürlich schädlich. Und finden sich keine Lehrer, die eine bessere Auffassung der Koedukation zuwege bringen, nämlich die einer Übung, einer Vorbereitung auf die künftige Zusammenarbeit der Geschlechter an gemeinsamen Aufgaben, Lehrer, die diese Auffassung ihrer beruflichen Tätigkeit zugrundelegen, dann werden die Versuche mit der Koedukation immer Schiffbruch leiden" (a.a.O., S.137).

Anhand dieses Zitats wird deutlich, dass aus individualpsychologischer Sicht ein vermehrter Kontakt zwischen Buben und Mädchen allein kein genügendes Fundament für eine ausgewogene Beziehung der Geschlechter zueinander darstellt. Vielmehr wirkt nach Adler das Oben-Unten-Verhältnis, welches ein Kind in seinen ersten Beziehungen erlebt, tiefgreifend auf seinen späteren Umgang mit dem anderen Geschlecht ein. Wie in den Kapiteln 5.1 bis 5.4 dargestellt wurde, kann nach Adlers Auffassung ein nicht gleichwertiges Verhältnis zwischen Vater und Mutter, Eltern und Kindern sowie unter den Geschwistern, verbunden

mit einer ungleichen Wertung von Knaben und Mädchen durch die Erzieher zu einer mangelhaften oder gar ganz fehlenden Identifikation des Kindes mit seiner Geschlechtsrolle führen.

In solchen Familien werden die Kinder nicht darauf vorbereitet, mit Rücksichtnahme und gegenseitiger Achtung an die Beziehung zum anderen Geschlecht heranzutreten; sie lernen nicht, mit dem Partner in allen Lebensfragen zu kooperieren; sie erfahren nicht, dass eine Liebesbeziehung nur dann positiv verlaufen kann, wenn beide Partner darauf bedacht sind, sich gegenseitig mit ihren Stärken und Schwächen zu verstehen und zu akzeptieren. Statt dessen bildet sich im Gemüt des Kindes die irriige Auffassung, dass es in einer Partnerschaft in erster Linie darum gehe, sich dem anderen gegenüber zu behaupten, sich "nicht unterkriegen zu lassen". Ein lebenslanger Kampf gegen das andere Geschlecht, mangelnde Achtung der Partner voreinander, gegenseitiges Misstrauen und Unfriede in den Ehen sind die gravierenden Folgen einer solchen Erziehung.

In seiner Praxis wurde Adler in zahlreichen Fällen mit den Auswirkungen solcher Fehlentwicklungen auf spätere Liebesbeziehungen konfrontiert. Er beschreibt diese Auswirkungen in ihren Grundzügen so:

"Wie die Dinge bis jetzt liegen, besteht ein fortwährendes Streben nach Überlegenheit über die Frau auf Seite des Mannes und dementsprechend eine stete Unzufriedenheit mit den männlichen Privilegien auf Seite der Frau. Bei der engen Zusammengehörigkeit beider Geschlechter ist es begreiflich, dass eine derartige Spannung, eine stete Erschütterung ihrer psychischen Harmonie zu weitgehenden Störungen führt, woraus eine allgemeine Psyche resultiert, die von beiden Teilen des Menschengeschlechtes als außerordentlich qualvoll empfunden werden muss" (Adler 1927/1966, S.116).

Wenn ein Knabe im Glauben erzogen wurde, er sei den Frauen überlegen und könne später die Herrschaft über sie ausüben, und wenn ein Mädchen von klein auf trainiert

hat, "eine Sklavinnenrolle in einer 'von Männern geschaffenen Welt'" abzulehnen, kann aus individualpsychologischer Sicht eine spätere Liebesbeziehung zwischen diesen beiden Partnern nicht harmonisch verlaufen (vgl. ders. 1929a/1981, S.65):

"Viel Argwohn, Eifersucht und Streit entspringen unmittelbar diesem Antagonismus, denn wenn ein Mensch sich durch Liebe und Ehe zum Opfer gemacht fühlt, wird jede Lebensgemeinschaft beeinträchtigt und gestört. Wenn beispielsweise ein Mädchen das Gefühl hat, die feminine Position sei schlechter oder niedriger als die maskuline, wird es in dem Bemühen, Überlegenheit zu beweisen, in irgendeine Form von Wettstreit mit dem Mann eintreten. Wenn Mann oder Frau, um zu herrschen, nach einem schwächeren Partner Ausschau halten, stellt sich mit Sicherheit Enttäuschung ein, denn damit sind sie darauf eingestellt, etwas zu bekommen, und es scheint ein unwandelbares Gesetz von Liebe und Ehe zu sein, dass sie nur gelingen können, wo eine Einstellung des Gebens herrscht" (a.a.O., S.65f).

Eine "Einstellung des Gebens" beinhaltet die Bereitschaft, dem Partner entgegenzukommen, sich mit ihm über seine Erfolge zu freuen, nicht unbedingt auf dem eigenen Recht zu beharren, die dem Partner erwiesenen Wohltaten nicht aufzurechnen und seine Fehler vergeben zu können. Kurz - Versöhnlichkeit statt Kampfbereitschaft ist die Grundlage für eine erfolgreiche Beziehung zwischen Mann und Frau.

Für Adler ist demnach die irriige Vorstellung vieler Frauen und Männer, "oben sein", d.h. die Vorherrschaft über den Ehepartner erringen zu müssen, eines der Haupthindernisse für einen würdigen Umgang in der Ehe (vgl. a.a.O., S.65). Wie schwerwiegend sich dieser in der Erziehung erworbene Irrtum nach Auffassung des Autors auf die Beziehung zwischen den Geschlechtern auswirken kann, kommt in zahlreichen weiteren Stellungnahmen zum Ausdruck. In diesem Sinne sind Adlers Hinweise zu verstehen, dass Liebe und Ehe für einen Ringkampf nicht geeignet seien (vgl. ders. 1912/1972, S.151f) oder dass jede Aussicht auf

Glück verschwinde, wenn die Liebespartner "... in den Strudel der Prestigepolitik geraten und eine Rolle spielen, der beide Teile nicht gewachsen sind" (ders. 1927/1966, S.138).

An anderer Stelle schreibt der Autor zu diesem Problem:

"Das allseits vorhandene gegenseitige Misstrauen, die übergrosse Sehnsucht, die Neigung, dem Partner über den Kopf zu wachsen und die Furcht, ihm unterlegen zu sein, hindern die unbefangene Hingabe und vergiften die Liebesbeziehung" (ders. 1930b/1977, S.119).

Individualpsychologisch geschulte Eltern und Erzieher wissen, dass in der Familie eine Stimmung des Miteinander statt des Gegeneinander, der gegenseitigen Unterstützung statt des Kampfes um die höchste Position herrschen sollte. Die stete Beachtung dieses Prinzips ermöglicht den Erziehern, ihren Kindern eine echte Einführung für ein Leben in der Gemeinschaft und für eine auf Gleichwertigkeit beruhende Partnerschaft zu geben; denn eine Liebesbeziehung ist für Adler "eine Aufgabe für zwei Menschen" (Adler 1931/1979, S.209), "eine Art der Zusammenarbeit" (a.a.O., S.207). Wichtigste Voraussetzung für ihr Gelingen ist ein gewisses Mass an Gemeinschaftsgefühl auf beiden Seiten:

"Wir könnten auch sagen: Damit diese Zusammenarbeit in dieser Gemeinschaft zu zweien gelingt, muss jeder von beiden mehr an den anderen denken als an sich selbst. Dies ist die einzige Grundlage, auf welcher Liebe und Ehe erfolgreich sein können. Wir können nun schon sehen, inwiefern viele Meinungen über die Ehe und viele Vorschläge zu ihrer Erneuerung falsch sind. Wenn jeder Partner um den anderen mehr besorgt sein muss als um sich selbst, muss Gleichheit herrschen. Wenn eine so innige Hingabe wirklich besteht, kann sich kein Partner unterdrückt oder in den Schatten gestellt fühlen. Gleichheit ist nur möglich, wenn beide Partner diese Einstellung haben. Jeder sollte sich bemühen, das Leben des anderen zu erleichtern und zu bereichern. Auf diese Weise ist jeder sicher. Jeder fühlt, dass er erwünscht ist, jeder weiss, dass er gebraucht wird. Hier haben wir

die grundlegende Bürgerschaft der guten Ehe, den letzten Grund dafür, dass man in dieser Beziehung glücklich sein kann. Es ist das Gefühl, dass man dem Partner etwas bedeutet, dass man nicht ersetzt werden kann, dass der Partner einen braucht, dass man das Rechte tut, dass man Mitmensch und wahrer Freund ist" (a.a.O., S.209f).

"Ich werde niemals etwas dagegen einwenden, dass Frauen einen Platz in der Welt einnehmen, der denen von Männern ebenbürtig ist, doch ich habe erfahren, dass es besser ist, Jungen und Mädchen vom frühesten Lebensalter so aufzuziehen, dass sie mit ihren Sozialrollen versöhnt werden" (Adler 1929a/1981, S.83).

"Ebenbürtig" können wir den Platz nicht nennen, den die Frauen zu Beginn des 20. Jahrhunderts neben den Männern innehatten. Vielmehr galten die geistigen Fähigkeiten der Frau als von Natur aus beschränkt, und dementsprechend wurden sowohl ihre persönliche Freiheit als auch ihre zivilen und politischen Rechte beschnitten. Als Folge davon waren die schulischen, beruflichen und gesellschaftlichen Möglichkeiten des weiblichen Geschlechts deutlich geringer als diejenigen des männlichen. Mädchen aus bürgerlichen Familien wurden zu Ehefrauen erzogen, die neben dem Mann eine untergeordnete Position einzunehmen hatten, zu Hausfrauen, deren Tätigkeitsgebiet aus der natürlichen Bestimmung der Frau abgeleitet wurde, sowie zu Müttern, denen man einen Mutterinstinkt zuschrieb, weshalb man glaubte, sie für diesen anspruchsvollen Beruf nicht ausbilden zu müssen.

Bei Alfred Adler finden wir eine umfassende Darstellung der Persönlichkeitsentwicklung des kleinen Mädchens auf seinem kulturellen und familiären Hintergrund. Ein wichtiger Aspekt für die richtige Erfassung psychischer Reaktionen von Frauen ist der individualpsychologische Grundsatz, dass der Mensch immer nach Überwindung einer von ihm empfundenen minderwertigen Situation strebt. Diese

seelische Gesetzmässigkeit spielt bei der Persönlichkeitsentwicklung der Frau eine zentrale Rolle. Die Art und Weise, wie der einzelne Mensch von klein auf seine Schwierigkeiten überwindet, nennt Adler seinen Lebensstil. Vom Lebensstil eines Mädchens hängt es also ab, wie es die drei Grundaufgaben jedes menschlichen Lebens - Gemeinschaft, Arbeit und Liebe - bewältigt. Gleichzeitig ist der Lebensstil eines Menschen der Gradmesser für sein Gemeinschaftsgefühl, das nach Adler zentrale Bedeutung für den seelischen Haushalt und die Lebenstüchtigkeit jedes Einzelnen besitzt. Viele Fallbeispiele in Adlers Werk zeigen, dass ein Mädchen, dessen Lebensstil in erster Linie vom Widerstand gegen seine weibliche Rolle geprägt ist, von diesem stetigen Kampf so absorbiert ist, dass seine Verbundenheit mit der Gemeinschaft und seine Fähigkeit, mit anderen Menschen mitzufühlen, dadurch notwendigerweise eingeschränkt wird.

Das Mass an Gemeinschaftsgefühl, das ein Kind zur Lösung seiner Lebensaufgaben benötigt, kann es nur mit Hilfe seiner ersten Beziehungsperson erwerben: Dieser obliegt die Aufgabe, ihm eine sichere Beziehung anzubieten und es mit den anderen Menschen seines Umfeldes zu befreunden. In der Mädchenerziehung gehört dazu auch eine adäquate Anleitung zur Freundschaft und Kooperation mit dem männlichen Geschlecht.

Die Minderbewertung der Frau in der abendländischen Kultur charakterisiert Adler immer wieder und mit grossem Nachdruck als gewaltiges Unrecht, als Folge einer auf Irrtümern beruhenden historischen Fehlentwicklung sowie als Ursache mannigfaltigen Unglücks in der Menschheitsgeschichte. Ein negativer Ausfluss dieser Fehlentwicklung ist die Bewunderung eines als männlich verstandenen menschlichen Idealbildes, welches unter anderem Körperkraft, Grausamkeit und Gewalttätigkeit beinhaltet und mit der gleichzeitigen Abwertung der Frau verbunden ist. Den "männlichen Protest" der Frauen, die sich auf individuell verschiedene Art gegen die Höherwertung des männlichen

Geschlechts und ihre eigene untergeordnete Position in Familie und Gesellschaft wehren, beschreibt Adler als verständliche Gefühlsreaktion - ist doch nach seiner Auffassung die Gleichwertigkeit aller Menschen unabdingbare Voraussetzung für ein gesundes Selbstwertgefühl des Individuums.

Wie das einzelne Mädchen in seine Geschlechtsrolle hineinwächst, ob es dagegen ankämpft, ob es sich resigniert mit einer untergeordneten Position abfindet oder ob es vielmehr lernt, sein Leben als Frau zu bejahen und aktiv zu gestalten, hängt nach Adler davon ab, welche Familiensituation es antrifft und welche unbewussten Schlüsse es daraus zieht. Kulturelle Einflüsse sind dabei in der Form und dem Masse von Bedeutung, als sie in der einzelnen Familie Geltung besitzen. In den neueren Untersuchungen von Grabrucker und Scheu sowie in den Ausführungen der Individualpsychologin Rühle-Gerstel finden sich wertvolle Ergänzungen und Bestätigungen von Adlers Sichtweise.

Das Bild von seiner eigenen Geschlechtsrolle, welches sich das kleine Mädchen im Wechselspiel mit seinem sozialen Umfeld formt, hängt in erster Linie davon ab, welche Stellung Vater und Mutter in der Familie haben, wie sie miteinander umgehen, wessen Wort mehr gilt und wessen berufliche Tätigkeit als bedeutender eingestuft wird. Aber auch die Position, die das Mädchen neben seinen Geschwistern einnimmt, zum Beispiel neben einem Bruder, der in der Familie höher geschätzt wird als die Schwester, spielt eine wesentliche Rolle für die Entwicklung seines Selbstwertgefühls. Denn innerhalb der Familie gilt derselbe individualpsychologische Grundsatz wie in der menschlichen Gemeinschaft als Ganzem: Nur wenn alle Familienmitglieder gleichwertig und zur Zusammenarbeit bereit sind, können die Kinder zu selbstbewussten und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeiten werden.

Daraus folgt, dass jede Minderbewertung des weiblichen Geschlechts in der Familie beim Mädchen das Gefühl des Zurückgesetzts sein verstärken und unter Umständen seinen

männlichen Protest fördern wird. Faktoren, welche in dieser Richtung wirken, sind zum Beispiel: Die Einschränkung der Bewegungsfreiheit des Mädchens im Vergleich zu den Jungen, das Erlebnis, aufgrund seines Geschlechts weniger ernst genommen zu werden als jene, die Einteilung des Spielzeugs in Mädchen- und Knabenspielsachen - wobei letztere häufig anspruchsvoller und geistig anregender sind - oder die Erfahrung des Mädchens, dass seine geistigen Fähigkeiten geringer eingeschätzt und entsprechend weniger gefördert werden als die eines Bruders, der vielleicht eine höhere Schule besuchen darf. Adler stellt sich auf den Standpunkt, dass der Lernfähigkeit des Mädchens ebensowenig Grenzen gesetzt sind wie derjenigen des Knaben, und er wendet sich in klaren Worten gegen jede Bevorzugung der Jungen, welche bei den Mädchen notwendigerweise zu Minderwertigkeitskomplexen führen müsse. Aber auch auf den Buben wirke sich die ungleiche Behandlung negativ aus, werde er doch unter Umständen durch die an ihn gestellten hohen Erwartungen erdrückt.

Als pädagogische Konsequenz dieser Beobachtungsergebnisse ergibt sich, dass es zu den vordringlichsten Aufgaben des Erziehers gehört, den Kindern die Gleichwertigkeit von Mann und Frau zu vermitteln, um ihnen die positive Identifizierung mit ihrer Geschlechtsrolle zu ermöglichen. So soll das Mädchen auf seine Zukunft als eine dem Manne ebenbürtige Frau vorbereitet werden, die imstande ist, in einer heterosexuellen Liebesbeziehung mit dem Partner zu kooperieren. Der gefühlsmässige Widerstand gegen die Frauenrolle, verbunden mit der Ablehnung des Mannes als Liebespartner, kann vielfältige und graduell unterschiedliche Formen annehmen, von nervösen Krankheitssymptomen über die mangelhafte Entwicklung der Sexualdrüsen bis hin zu den verschiedensten sexuellen Perversionen wie Frigidität, Vaginismus und lesbischer Liebe. All diese Fehlentwicklungen sind nach Adlers Individualpsychologie nicht Ursachen, sondern Begleiterscheinungen und Folgen der mangelnden Identifikation mit der eigenen

Geschlechtsrolle; sie sind Ausdruck des individuellen Lebensstils eines Menschen und basieren auf tiefgreifenden, in den ersten Lebensjahren entstandenen Unsicherheits- und Unzulänglichkeitsgefühlen.

Der Erzieher kann das Kind bei der Identifizierung mit seiner Rolle als Bub bzw. Mädchen unterstützen, indem er es - zusätzlich zur Vermittlung der Gleichwertigkeit der Geschlechter - Über die Unterschiede zwischen Mann und Frau sowie über seine eigene zukünftige Rolle aufklärt. Die ebenbürtige Stellung von Mann und Frau ist für Adler denn auch die unabdingbare Grundlage für eine gedeihliche Liebesbeziehung: Den Konkurrenzkampf zwischen den Geschlechtern, die irriige Meinung vieler Männer und Frauen, "oben sein", das heisst die Vorherrschaft über den Partner erringen zu müssen, nennt der Autor eines der Haupt-hindernisse für eine würdige Ehe. Adler sieht als einzigen Lösungsweg zur Behebung dieses Menschheitsproblems die Versöhnung der Geschlechter miteinander, die Anleitung von Mädchen und Knaben zur Zusammenarbeit auf der Basis der Gleichheit und des gegenseitigen Wohlwollens: Nur wenn jeder Partner mehr an den anderen denke als an sich selbst, könnten sich beide in einer Ehe zuhause fühlen.

Vom Beginn unsere Jahrhunderts bis heute hat sich die Mädchenerziehung in ihrer äusseren Form, in ihrem Erscheinungsbild von Grund auf verändert. Die Mädchen im abendländischen Kulturkreis haben in unserer Zeit unvergleichlich mehr Bewegungsfreiheit und Zukunftsmöglichkeiten als ihre Urgrossmütter.

Und dennoch ist das psychologische Problem der Frau, welches Alfred Adler in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts auf differenzierte und einfühlsame Weise untersucht hat, nicht behoben, sondern lebt in subtilerer Form weiter. Nach wie vor ist der Charakter einer beachtlichen Zahl von Frauen durch einen starken männlichen Protest gekennzeichnet, welcher in ihrem Widerstand gegen die

weibliche Rolle sowie in ihrem Kampf gegen den Mann zum Ausdruck kommt. Nach wie vor krankten viele Ehen an ähnlichen Schwierigkeiten wie zu Adlers Zeit: Steter Unfriede, Mangel an gegenseitigem Verständnis und fehlende Kooperationsfähigkeit prägen eine grosse Zahl der modernen Liebesbeziehungen.

Aus diesen Tatsachen wird ersichtlich, dass Adlers Betrachtungsweise des Problems der Geschlechtererziehung auch für unsere Zeit ihre Gültigkeit nicht verloren hat. Aus individualpsychologischer Sicht erweist sich insbesondere die heute verbreitete feministische Tendenz, den einzelnen Mann für die jahrhundertelange Unterdrückung der Frauen in der abendländischen Geschichte verantwortlich zu machen und auf dem Wege des Kampfes gegen den Mann zu mehr Selbstwertgefühl gelangen zu wollen, als untauglich. Die Feministin akzeptiert ihre als unterlegen empfundene Position nicht, findet aber keinen konstruktiven Weg zu deren Überwindung, sondern bleibt verstrickt in ihre neurotische Fiktion. Moderne Theorien, welche die Frau zum Kampf gegen den Mann animieren, knüpfen an ihre Schwächegefühle an, statt ihre positiven Ansätze zu fördern. Dadurch werden Spannungen in der Beziehung zwischen den Geschlechtern nicht beruhigt, sondern im Gegenteil verstärkt.

Die Lösung, die der Individualpsychologe Alfred Adler vorzeichnet, ist m.E. auch in der heutigen Pädagogik der sinnvollste Weg: Erziehung von Mädchen und Knaben zu gleichwertigen Persönlichkeiten und Versöhnung der Geschlechter - anstelle der steten Nahrung des alten Kampfes zwischen Mann und Frau.

LITERATURVERZEICHNIS

- Adler, A. Über den nervösen Charakter,
Frankfurt/M. 1972 (1912)
(zit.: Adler 1912/1972)
- Adler, A. Heilen und Bilden,
Frankfurt/M. 1973 (1914)
(zit.: Adler 1914/1973b)
- Adler, A. Praxis und Theorie der
Individualpsychologie,
Frankfurt/M. 1974 (1920)
(zit.: Adler 1920/1974)
- Adler, A. Menschenkenntnis,
Frankfurt/M. 1966 (1927)
(zit.: Adler 1927/1966)
- Adler, A. Psychotherapie und Erziehung,
Bd.1, Ausgewählte Aufsätze
1919-1929, Frankfurt/M. 1982
(zit.: Adler 19../1982a)
- Adler, A. Neurosen. Fallgeschichten,
Frankfurt/M. 1981 (1929)
(zit.: Adler 1929a/1981)
- Adler, A. Lebenskenntnis,
Frankfurt/M. 1978 (1929)
(zit.: Adler 1929b/1978)
- Adler, A. Kindererziehung,
Frankfurt/M. 1976 (1930)
(zit.: Adler 1930a/1976)

- Adler, A. Das Problem der Homosexualität
und sexueller Perversionen,
Frankfurt/M. 1977 (1930)
(zit.: Adler 1930b/1977)
- Adler, A. Wozu leben wir?
Frankfurt/M. 1979 (1931)
(zit.: Adler 1931/1979)
- Adler, A. Psychotherapie und Erziehung,
Bd.2, Ausgewählte Aufsätze
1930-1932, Frankfurt/M. 1982
(zit.: Adler 19.. /1982b)
- Adler, A. Der Sinn des Lebens,
Frankfurt/M. 1973 (1933)
(zit.: Adler 1933/1973a)
- Adler, A. Psychotherapie und Erziehung,
Bd.3, Ausgewählte Aufsätze
1933-1937, Frankfurt/M. 1983
(zit.: Adler 19.. /1983)
- de Beauvoir, Simone Memoiren einer Tochter aus gutem
Hause, Reinbek bei Hamburg 1960
- de Beauvoir, Simone Das andere Geschlecht. Sitte und
Sexus der Frau,
Reinbek bei Hamburg 1968
- Bebel, A. Die Frau und der Sozialismus,
Frankfurt/M. 1985 (50., neubear-
beitete Auflage 1909)
- Blosser, U. und Töchter der guten Gesellschaft.
Gerster, F. Frauenrolle und Mädchen-
erziehung
im schweizerischen Grossbürger-
tum um 1900, Zürich 1985

- Deschner, K. Das Kreuz mit der Kirche,
München 1974
- Engelmann, S. Die Erziehung des Mädchens,
Leipzig 1929
- Freud, S. Drei Abhandlungen zur Sexual-
theorie. 1. Die sexuellen
Abirrungen, Frankfurt/M. 1972
(1905)
- Grabrucker, M. "Typisch Mädchen...". Prägung
in den ersten drei Lebensjahren.
Ein Tagebuch, Frankfurt/M. 1985
- Hausen, K. Die Polarisierung der
"Geschlechtscharaktere" - Eine
Spiegelung der Dissoziation von
Erwerbs- und Familienleben,
in: Sozialgeschichte der Familie
in der Neuzeit Europas,
hrsg. von W. Conze,
Stuttgart 1976 (S.363-393)
- Kössler, G. Mädchenkindheiten im 19. Jahr-
hundert, Giessen 1979
- Möbius, P.J. Über den physiologischen
Schwachsinn des Weibes,
Halle a.S. 1912
(1. Aufl. Halle a.S. 1900)
- Rühle-Gerstel, A. Die Frau und der Kapitalismus,
Frankfurt/M. 1972 (1. Aufl. unter
dem Titel "Das Frauenproblem der
Gegenwart", Dresden 1932)

